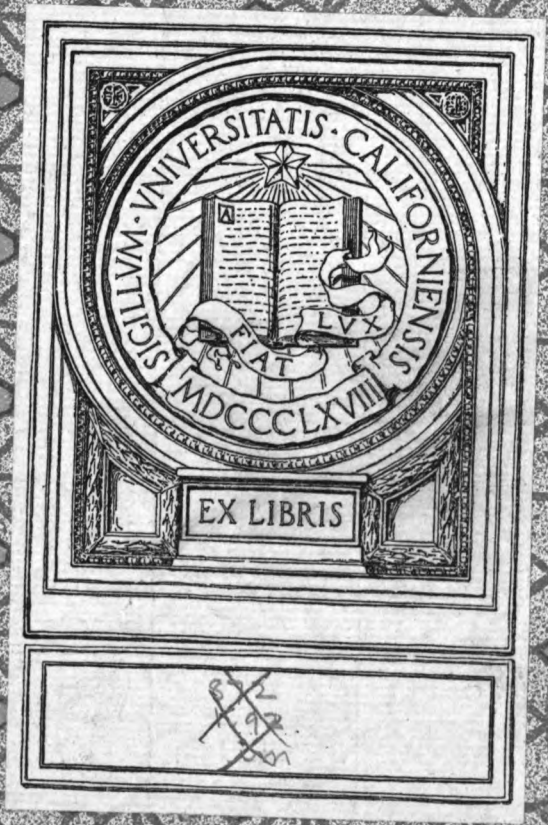
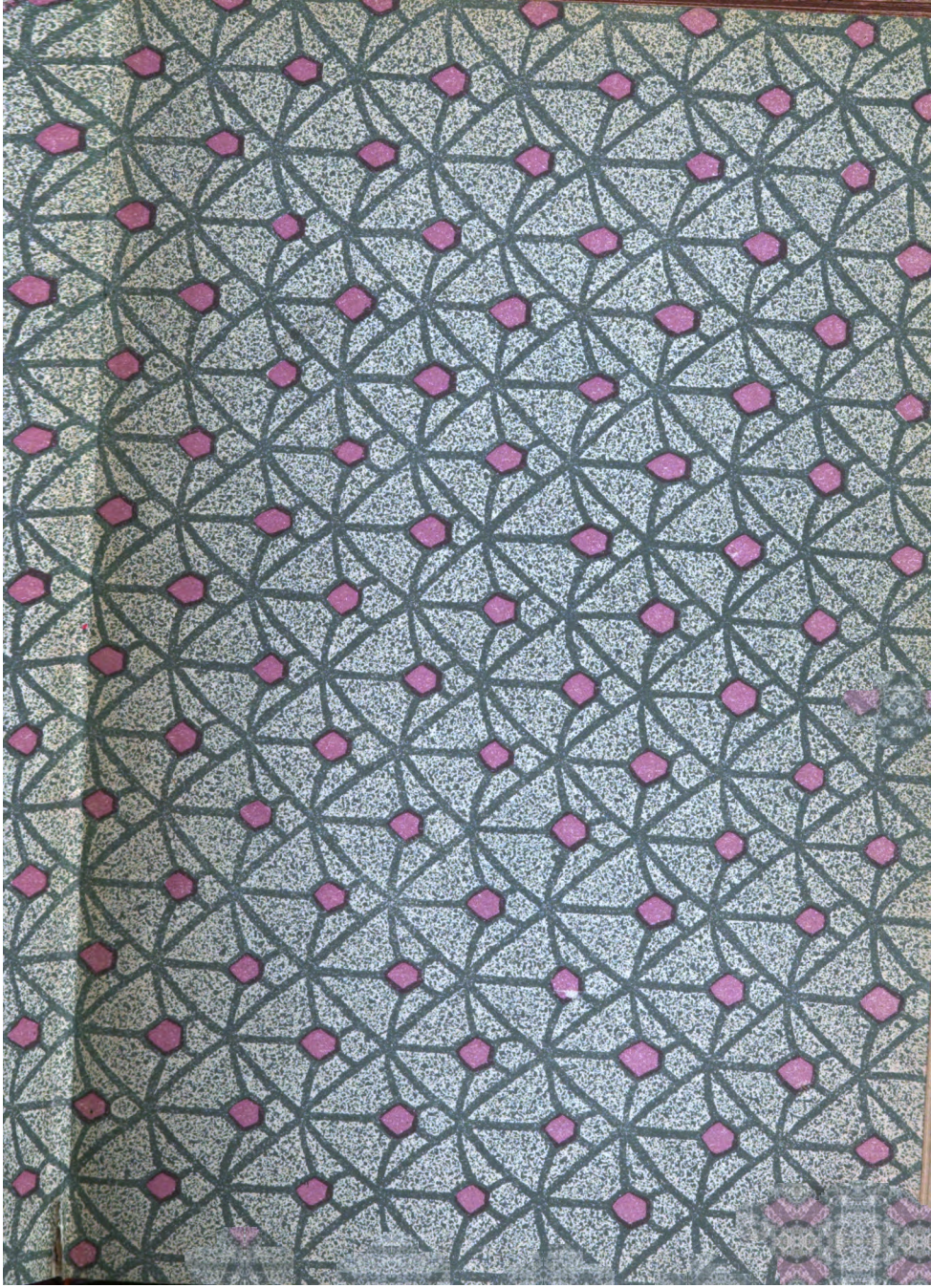
Max Kretzer

Im Riesennest

UC-NRLF

B 4 097 236


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



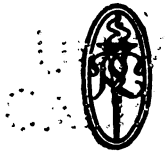
Im Riesennest

Berliner Geschichten

von

Max Kretzer

Dritte Auflage



Verlag von Paul List in Leipzig

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

PT2621
R55I5
1919
MAIN

Inhalt.

		Seite
I.	Die beiden Kleinen	1
II.	Ein Humoriſt	29
III.	Der kleine Dög	53
IV.	Sie liebt die Kinder	88
V.	Eine Roſe	107
VI.	Mein Flickſchneider	117
VII.	Erlöſung	125
VIII.	Ein Schritt vom Tode	140
IX.	Die Geſchichte eines ſchwarzen Anzuges	155

264471

den neben ihr sitzenden Bürgerinnen höchst liebenswürdige Bemerkungen ins Ohr zu tuscheln: Du lieber Himmel, ihre Frau Schwägerin hätte es ja dazu! Wenn man erster Buchhalter der berühmten Firma Müller, Schulze und Kompanie sei und ein festes Einkommen von jährlich fünfzehnhundert Talern habe, dann könne man sich in dieser Beziehung bei einem einzigen Kinde schon etwas leisten, aber — — —. Dieses „Aber" war insofern vielbedeutend genug, als sich daran außerordentlich lebhafte Betrachtungen knüpften, die alle in dem Endsatze wurzelten: „Ich bleibe nun einmal dabei, meine Lieben, wem's nicht sitzt und kleidet, der kann sich über und über mit Sammet und Seide behängen, er wird doch stets ‚nach nichts' aussehen."

O, und diese Hüte der lieben Frau Schwägerin! Madame Susanne verstand sich ganz besonders darauf, nicht nur als Gattin eines viel in Anspruch genommenen Hutfabrikanten, der in der belebten Oranienstraße ein offenes Geschäft betrieb, sondern auch als Putzmacherin von Fach, die sich rühmen durfte, die honorabelsten Damen der südöstlichen Luisenstadt zu ihren Kundinnen zu zählen.

„Nicht wahr, meine Lieben, wenn man schon einmal Hüte für zwanzig Mark trägt, dann sollte man doch auch das bunte Gemüse in der Garnitur

nicht dulden. Ja, ja, aber ich bleibe dabei, wo's nicht drin liegt, da kommt der Geſchmack nie."

O, tadelt die Kleidung eines Weibes, ſagt, daß ſie häßlich ſei, und ſie wird euch das nie vergeben können. Madame Juliens Ohr wurde unangenehm von dieſen Bemerkungen berührt, und der Riß zwiſchen den beiden Schwägerinnen war fertig.

Die beiden Leineweber wohnten in einem Hauſe in zwei verſchiedenen Etagen. Erſt fand es der Buchhalter eines Mannes unwürdig, eine Weiberklatſcherei ernſt zu nehmen und ſich in ſeinem bisherigen friedlichen Verkehr mit Herrn Johannes Leineweber ſtören zu laſſen; ſchließlich aber bildete er ſich ſelbſt ein, ſeine Frau ſei wirklich beleidigt worden, und dies erfordere die nötige Sühne.

Wenn man ſich jetzt zufälligerweiſe auf der Treppe begegnete, blickte man zur Seite und ging vorüber, als wäre man ſich vollſtändig fremd und hätte keine Ahnung, wer eins oder das andere ſei. Und dieſe zur Schau getragenen äußerlichen Anzeichen eines anſcheinend tödlichen Haſſes verſuchte man beiderſeits, auf die Dauer durch allerhand kleine ſchadenfrohe Neckereien, durch welche der eine Teil ſich den Ärger des anderen verſprach, ganz beſonders zu würzen. Herr Ferdinand Leineweber

gebrauchte plötzlich alle vier Wochen einen neuen Hut. Beim Einkauf desselben paßte er die Gelegenheit ab, bis der behäbige Herr Johannes Leineweber in der geöffneten Ladentür stand und wie ein zufriedener Kleinbürger, behaglich seine Zigarre rauchend, das bunte Leben auf der endlosen Straße beobachtete. Dann schritt der etwas hagere Herr Ferdinand gravitätisch über den Damm und verschwand im Laden eines Konkurrenten seines Bruders, um nach zehn Minuten, das Haupt bedeckt mit einem neuen Chapeau, in der Rechten den sauber kartonnierten alten haltend, wieder zurückzukehren. Das rechte Auge machte dann Anstrengung, nach der ersten Etage, das linke, nach einer gewissen Glastür zu schielen, die soeben klirrend ins Schloß gefallen war, nicht bevor noch ein überaus höhnisches Lachen sein Ohr berührt hätte. Herr Ferdinand wußte nicht umsonst, daß besagter Konkurrent seines Bruders in den Augen des letzteren zu den unausstehlichsten Menschen der ganzen Gegend gehörte. Trafen sich die beiden Brüder am Schluß des Quartals zufälligerweise beim Hauswirt im Parterregeschoß, um die Wohnungsmiete zu entrichten, so kehrte der zuletzt gekommene sofort um und verschwand mit den Worten: „Ich komme wieder, Herr Lehmann, ich habe

nicht nötig, gewisser Leute wegen zu warten"; und erfuhr der eine, daß in der Wohnung des anderen von seiten des ausnahmsweise aufmerksamen Wirtes irgendeine Veränderung oder Verbesserung vorgenommen wurde, so hatte Herr Lehmann sich auch sofort des Besuches des anderen zu erfreuen, der ihm ungefähr folgendes sagte: „Die Tapete meines Wohnzimmers ist wirklich schon überaus schadhaft. Sie wissen, ich wollte schon längst ziehen. Ich habe es nicht nötig zu sehen, wie man gewissen Leuten immer mehr entgegenkommt als mir."

Diese indirekten Plänkeleien wurden in gleichem Maße von den beiden Frauen vollführt; suchte jetzt die Frau des Hutmachers ihre ganze Würde darin zu finden, besonders an den Markttagen, gefolgt von ihrem Mädchen, so einfach wie nur möglich gekleidet zu erscheinen, so fand die Frau Buchhalter ein besonderes Vergnügen darin, in ihrer schwersten Robe bei ihren Einkäufen die Marktweiber zu beglücken.

Eines Tages las Herr Ferdinand Leineweber in der „Vossischen Zeitung" folgendes sehr auffallend gedrucktes Inserat: „Ich suche für meine Hutfabrik einen tüchtigen, soliden Buchhalter. Gehalt per anno fünfzehnhundert Taler. Allmonatlich einen neuen Hut, Fasson nach Belieben, gratis.

Nur ledige Leute, oder wenn verheiratet, nur solche, die nicht unter dem Pantoffel stehen, werden berücksichtigt. Gefällige Adressen postlagernd Postamt Oranienstraße."

Es war im Juni und ganz besonders heiß an diesem Tage. Der erste Buchhalter der Firma Müller, Schulze und Kompanie war vor wenigen Minuten erst schweißtriefend aus dem Kontor angelangt und hatte es sich einstweilen auf dem Sofa bequem gemacht, während seine liebe Frau, Madame Julie, damit beschäftigt war, das Mittagessen aufzutragen. Herr Ferdinand brauchte das Inserat nicht erst zum zweiten und dritten Male zu lesen, um zu wissen, daß es nur auf ihn gemünzt sei und von seinem liebenswürdigen Bruder unten im Laden ausginge. Der Buchhalter brach zuvörderst in ein schallendes Gelächter aus, so daß Frau Julie vor Schreck den Suppenlöffel klirrend auf einen Teller fallen ließ. Aber ihr Mann lachte unbändig weiter. Dieser Filzkrämer da unten, dessen ganze Geschäftsbücher in einer einzigen Schmierkladde bestanden, maßte sich an, einen Buchhalter gebrauchen zu können. Was der für eine Ahnung von einem wirklichen Kaufmann hatte!

Daß man sich auch gerade an einem Tage, wo man sein Leibgericht vor Augen hatte, den

Appetit verderben mußte! Das kam aber davon, wenn die gegenseitige Übereinstimmung der Familiengewohnheiten sich bis auf das Lesen derselben Zeitung erstreckte. Madame Julie befand sich wieder in der Küche.

Der Herr Buchhalter wurde dann wütend. „Julie!" rief er laut mit ersichtlichem Zorne durch die geöffneten Türen, „ich habe dir doch bereits am vergangenen Ersten gesagt, daß das Abonnement der „Vossischen Zeitung" uns zu teuer wird, und habe dich gebeten, die Zeitung des Morgens abzubestellen, du vergißt auch alles."

„Soo — meinst du?" kam die Angeredete erwidernd zurückgerauscht; „ich soll wohl nun dafür können, daß dein ‚so liebenswürdiger, ausgezeichneter, aufrichtiger' Bruder so gering von dir denkt, daß er sich öffentlich über dich lustig macht. Man liest doch auch seine Zeitung," fügte sie etwas selbstbewußt hinzu und schloß dann: „Die drei Hüte, die dort hängen, hättest du überhaupt auch sparen können. Es wird eine Ewigkeit vergehen, ehe du sie ganz aufträgst."

Herr Ferdinand schwieg natürlich. Weshalb hatte die „Vossische Zeitung" auch so viele Verlobungs- und Verehelichungsanzeigen, die jede

Frau zum eifrigen Studium des Inseratenteils drängten.

Zwei Tage später hatte Herr Ferdinand sich weiblich gerächt, denn als nun unten, eine Treppe tiefer, Herr Johannes Leineweber die Spalten der „Vossischen Zeitung" überflog, las er folgenden Herzenserguß, der wie der hämische Gruß eines engen Verwandten klang: „Für Hutmacher, die in beschränkten Verhältnissen leben! Alte und dicke Filze werden von einem erfahrenen Buchhalter einer der ersten Firmen (die letzten vier Worte waren gesperrt gedruckt) nach Noten gegerbt. Auf Wunsch auch gratis. Dickwämse vorgezogen. Offerten Postamt Oranienstraße." Es war wohl nur ein leidiger Zufall, daß Herr Johannes Leineweber an diesem Tage genau die Zeit abpaßte, wo sein Bruder an seiner Ladentür vorübergehen mußte; wie ein Schild hielt er das „Berliner Tageblatt" vor das halbgesenkte Haupt, so daß jedermann den Titel des Journals beim Vorübergehen lesen mußte. Herr Ferdinand Leineweber aber schien seine Pappenheimer zu kennen. „Ha, ha, ha," lachte er ganz laut, „wer gestern noch die ‚Vossische Zeitung' gelesen hat, liest sie heut auch noch. Man ist doch nicht aus Dummsdorf." Dann hatte der Buchhalter die Genugtuung zu hören, wie sein

Bruder wütend die Ladentür ins Schloß warf. Beim Weiterschreiten murmelte Herr Ferdinand vergnügt vor sich hin: „Na — die Filzgerberei wird er aber wohl verstanden haben. Ha, ha, ha!"

Wo die Eltern im Hader liegen, da haben die Kinder am meisten zu leiden. Klein Fritzchen und Lottchen wußten davon zu erzählen. Frau Julie bemerkte eines Tages vom Küchenfenster aus, wie ihre Schwägerin unten auf dem Hof sich so weit verstieg, ihrem Kleinen das Haar aus der Stirn zu streichen und dem rosigen Buben schließlich einen Kuß zu geben. Die Gattin des Buchhalters war empört. „Lene!" rief sie ganz laut zu ihrem Mädchen herunter, „komm sofort mit dem Jungen herauf, hörst du?" Oben gab es dann eine Flut von Vorwürfen. „Wenn du noch einmal erlaubst, daß diese Person da unten mein Kind küßt, dann bist du sofort aus dem Dienst entlassen, hast du verstanden?" Lene war eine echte Berlinerin, die, wenn sie sich keines Unrechts bewußt war, nicht ohne weiteres Vorwürfe hinnahm. „Jotte doch, Madamken, nun soll ich wohl noch dafor können, wenn die Herrschaften sich meilenweit aus dem Wege gehen. Ihr Mann hat gestern erst im Hausflur das kleine Lottchen geküßt, und da dachte ich, es würde wohl nichts schaden, wenn Ihre Frau Schwägerin

auch mal wieder unser Fritzchen küßt. Das war doch früher so. Die armen Würmer die, — nun sollen die noch for die Sünden ihrer Eltern aufkommen."

Die Frau Buchhalter unterbrach sie sofort: „Mein Mann hat das getan?" Frau Julie schien das Unerhörte nicht begreifen zu können, als ihr Lene den Kelch noch voller machte: „Gewiß, Madamken, sogar auf den Arm hat er Lottchen genommen und sie ‚seine kleine liebe Prinzessin' genannt. Sie wird jetzt auch wirklich zu reizend, die kleine Jöre." Frau Julie hätte weinen mögen vor Zorn, wenn sie nur im Augenblick die üblichen Tränen gefunden hätte.

So trug der Baum der Zwietracht also allgemach die giftigsten Früchte: Die Eltern versuchten die beiden Kleinen sich gegenseitig zu entfremden und die frommen Kindergemüter im zartesten Alter zu trüben. Wenn nun die Dienstmädchen der beiden Leineweber des Nachmittags wie gewöhnlich, jedes das Kindchen seiner Herrschaft auf dem Arme, den nahegelegenen Mariannenplatz aufsuchten, wo inmitten schöner Parkanlagen unter grünenden Bäumen und Sträuchern während Stunden hindurch Hunderte von kleinen Weltbürgern unter der Aufsicht ihrer Mütter und

Wärterinnen ſich gar ergötzlich beluſtigten und mit ſtrahlenden Geſichtern ſo fröhlich dreinſchauten, als ſendete der blaue Himmelsdom hoch oben nur ihretwegen die Sonnenſtrahlen hernieder, — dann war es Fritzchen und Lottchen nicht mehr vergönnt, wie ſonſt, Händchen an Händchen des Weges zu ſchreiten, drollige Dinge zu plappern, ſo daß die Leute zuweilen ſtehen blieben und den beiden Liliputanern mit einem Lächeln nachblickten, als wollten ſie laut ausrufen: Seht doch nur dieſe kleinen Rangen, wie reizend ſie gekleidet gehen, was für wunderſchöne Geſichtchen ſie haben, wie altklug ſie tun, als wären ſie Braut und Bräutigam, das iſt ja köſtlich. O, die Eltern ſind zu beneiden, die ſie beſitzen.

O gewiß, die Leute hatten recht. Wer könnte auch große blaue Kinderaugen ſehen, wer könnte das in ſeiner unklaren Ausſprache ebenſo komiſch wie rührend wirkende Geplapper kleiner, noch halb hilfloſer Seelen hören, ginge ihm das Herz dabei nicht auf? Nun war das anders wie ſonſt. Da ſaß auf der einen Bank Herrn Johannes Leinewebers Küchenfee und getrennt von ihr auf einer anderen Herrn Ferdinand Leinewebers Lene, jede ſorgſam bemüht, die Kinder voneinander fernzuhalten. Das war nun einmal der Befehl ihrer Herrſchaf-

ten, und den ſuchte man zu befolgen. Und während ringsherum das laute Jubeln der Kinderſcharen ertönte, endloſes Schreien, helles Jubilieren die Luft erfüllte, dieſe ganze kleine, roſige Welt im Genuß der Freiheit ſchwelgte, ſuchten über die Köpfe hinweg ſtumm zwei Augenpaare ſich, als wollte eins dem anderen zurufen: Was habe ich dir getan, daß ich hier nicht herunter darf, um mit dir zuſammen, wie die anderen Kinder dort drüben, im Sande Kuchen zu backen und ein Schloß zu bauen? Und was dieſe ſtummen Blicke nicht noch alles weiter erzählten!

Vier Wochen hindurch hatten die beiden Kleinen ihr unverſchuldetes Schickſal zu ertragen, als eines Nachmittags die gute Fee für ſie auftauchte, die nun einmal im Leben der Kinder eine große Rolle ſpielt. Es war wieder auf dem Spielplatz. Die beiden dienenden Geiſter der beiden Brüder ſaßen ſich in dem breiten, ſchattenbedeckten Wege gegenüber, jedes krampfhaft bemüht, der beiden Leineweberſprößlinge geheime Sehnſucht durch möglichſtes Kneifen in die Arme und nicht gerade zarte Äußerungen zu beſänftigen; dabei ergingen ſie ſich in einer höchſt bedeutſamen Küchenphiloſophie, die darin gipfelte, ob es für ihre eigene Ruhe nicht ſchließlich vorteilhafter wäre, einmal

von den Befehlen der Herrſchaft abzugehen und den „unnützen Rangen“ den Willen zu laſſen. „Es iſt gar nicht mehr zum Aushalten mit dieſem Bengel!“ ſagte Herrn Ferdinand Leineweberſ Lene mit entſchieden zorniger Miene; und ihr Gegenüber fiel ſogleich ein: „Iſt das möglich? Nun ſehn Sie mal, die will zu dem Jungen rüber. Is nich, Lotte! Sei ruhig und ſchrei nicht, ſonſt gibt's einen Klaps.“ Die armen Kleinen fingen nun laut an zu weinen und erzürnten dadurch ihre ſorgſamen Hüterinnen noch mehr. Plötzlich ſchrieen ſie ganz laut durch ihr Weinen hindurch: „Gomama, Gomama!“ wandten ihre großen Augen nach der Mitte des Weges und machten nun ganz unbändige Anſtalten, vom Schoß der würdigen Dienſtboten zu gelangen. Nun zeigte ſich auch den Blicken der beiden Wärterinnen die würdige Frau Henriette Leineweber, Witwe des weiland pflichtgetreuen Bankbeamten Leineweber, die Mutter des hageren Buchhalters und des korpulenten Hutmachers. Frau Henriette war am Morgen erſt nach zweimonatlicher Abweſenheit von Berlin vom Beſuche einer Schweſter zurückgekehrt, und ihr erſter Gang ſollte ihren Söhnen gelten. O, und was mußte ſie nun erleben! Nach einer Minute bereits ſaß ſie auf der Bank zwiſchen den beiden Dienſt-

boten, in jedem Arme eins der beiden Kinder. Über dieſe gottvergeſſene Zeit, die nur Haß und Zwietracht ſät und unſchuldige Weſen darunter leiden läßt! Madame Henriette genierte ſich vor den Dienſtboten ihrer Kinder nicht; ſie würde den beiden großen Jungen, die ſich wie die kleinen Kinder benähmen, ganz gehörig die Köpfe zurechtſetzen, daß ihnen Hören und Sehen verginge. Während ſie bei den Erzählungen der beiden Küchenfeen ihrer Entrüſtung immer erneuerten Ausdruck gab, ſtrich ſie den beiden Kleinen ſorgſam das Haar aus der Stirn und überſchüttete ſie mit Liebkoſungen aller Art. „Ja, du mein Herzblättchen, mein ſüßes Zuckerpüppchen, das ſoll jetzt anders werden; ich werde euch jetzt nicht mehr aus den Augen laſſen, ihr werdet jetzt immer zu mir kommen und eure Spielſtube bei mir aufſchlagen.“ Die Kleinen lebten auf; es begann ein Geplapper, ein gar drollig anzuſchauendes Bewegen, Rumoren und Gemiſch ergötzlicher Geſprächsweiſe, das auf den Kinderfreund rührend wirkte. Nun ſtrahlten die Augen wieder in lichter Bläue wie der Himmel dort oben, nun röteten ſich die Wangen, zeigten ſich die Grübchen im pausbackigen Geſicht von Fritzchen und beim herzigen Lachen die kleinen Zähne Lottchens.

Am Abend desſelben Tages gab es in jeder Wohnung der beiden Brüder eine große Beratung. „Wir uns wieder vertragen?“ meinte Frau Julie und ſchien dabei ſogar den Reſpekt vor ihrer Schwiegermama verloren zu haben. „Das hätte mir gerade gefehlt! Dieſe Perſon gönnt mir nicht einmal meine ſauer erworbenen Kleider. — Nimmermehr! Ich ſage dir, Ferdinand, es bleibt dabei: Ich laß mich von dir ſcheiden, wenn du zuerſt nachgibſt.“ Und als nun Frau Henriette, ganz und gar nur befliſſen, dem unſinnigen Zanke ein Ende zu machen, zum dritten Male bereits den Weg eine Treppe tiefer machte, um hier ihr Heil von neuem zu verſuchen, mußte ſie wiederum zu der Überzeugung kommen, daß ſie abermals aus dem Regen in die Traufe käme. „Ich, ich ſoll zuerſt nachgeben?“ ſagte Frau Suſanne mit ganz merkwürdiger Beſtimmtheit; „nein, meine liebe Frau Schwiegermutter, ich habe nur die Wahrheit geſagt. Die Brücke zwiſchen uns beiden iſt abgebrochen. Mein Mann hat es ja nicht gerade nötig, darauf zu warten, bis gewiſſe Leute kommen und ſich bei uns Hüte kaufen, aber es ärgert einen doch, wenn man ſieht, wie man gerade aus Bosheit zu einem Konkurrenten geht, der bereits dreimal Bankerott gemacht hat.“

O, dieſe Schwiegertöchter! Weshalb hatte Frau Henriette auch ſolche Söhne, die ſich ſolche Frauen nehmen mußten?! Die alte Dame ſtieg alſo wieder zum zweiten Stockwerk hinauf, um im geheimen ihre Angriffe direkt beim Herrn Buchhalter, den ſie immer für höchſt vernünftig gehalten hatte, zu beginnen. Nach fünf Minuten war ſie dann wieder unten und zog den Herrn Hutfabrikanten beiſeite. Der hatte merkwürdig dasſelbe Achſelzucken gelernt wie Herr Ferdinand. „Liebe Mama, — meine Frau! — Ich kann dazu nichts machen.“

Frau Henriette war untröſtlich. „Ihr wollt Männer ſein?“ ſagte ſie ſchließlich mit der größten Entrüſtung und gebrauchte dann einen Vergleich mit einem gewiſſen Küchenobjekt, das im naſſen Zuſtand dazu dient, die Tiſche zu reinigen. Zu allerletzt führte ſie das ſchwerſte Geſchütz in den Kampf: „Aber die beiden Kleinen, bedenkt doch die beiden Kleinen; ſie werden die Sünden ihrer Väter vergelten.“ „Ach ſo, die Kinderchen! Hm, hm —.“ Der Herr Buchhalter kratzte ſich hinterm Ohr, und dem Herrn Hutmacher ging dieſer Gedanke im Kopfe herum. Die Großmutter hatte allerdings recht, darin mußte eine Wandlung geſchaffen werden.

Nun begann für die beiden Kleinen ein neues Leben. Sie durften jetzt jeden Nachmittag zur Großmutter, um wie früher gemeinschaftlich zu spielen und ein Herz und eine Seele zu sein. Wie sonst durften sie Hand in Hand, gar lieblich gekleidet, vor der Großmutter einherstolzieren, die es sich nicht nehmen ließ, das Enkelpärchen nach ihrer Wohnung zu geleiten und sie des Abends wieder den Eltern zuzuführen. Und wenn sie nun so im Schatten der Häuser die lange, abgelegene Vorstadtstraße entlang trippelten, in der auf der anderen Seite die glühende Hitze des Sommers lagerte, die die lange Häuserreihe zu einer öden dumpfen Masse machte, die gleichsam den Dunst der Millionenstadt ausatmete, dann geschah es wiederum, daß die Leute sich nach ihnen umblickten und über die drolligen Wesen ihre besonderen Betrachtungen anstellten.

Den ganzen Sommer hindurch wurden diese täglichen Gänge zur Großmutter gemacht; die Kinder fühlten sich über die Maßen glücklich, so daß jedes von ihnen schließlich traurig wurde, wenn eines Tages die alte Frau Leineweber nicht wie gewöhnlich ins Zimmer trat, oder schlechtes Wetter es nicht gestattete, die Sehnsucht der kleinen Herzen nach den Spielwinkeln in Großmütterleins trautem

Heim zu befriedigen. Dann wurden ſie merkwürdig ſtill, ſuchten die Fenſter zu erreichen und lange Blicke auf die Straße zu werfen, nach der Richtung hin, wo ſonſt immer zur beſtimmten Stunde das grüne Kleid, der altfränkiſche Hut mit den breiten ſchwarzen Bändern und das großgeblümte Schaltuch ſichtbar wurden. Aber die Zwietracht zwiſchen ihren Eltern währte noch immer, — es ſchien faſt, als hätte die Zeit den Riß erweitert. Herr Ferdinand Leineweber kaufte nach wie vor ſeine Hüte bei dem verhaßten Konkurrenten ſeines Bruders; Herr Johannes Leineweber drehte wie gewöhnlich beim Anblick des Buchhalters den Rücken und warf verächtlich die Ladentür ins Schloß; und Frau Julie ſchwelgte in der geſteigerten Buntheit ihrer Toilette, während Frau Suſanne ſich die erdenklichſte Mühe gab, bei jedesmaliger Begegnung eine Miene zu zeigen, als beneidete ſie ihre Schwägerin nicht darum, machte ſich aber im geheimen gründlich über ſie luſtig. Eines Nachmittags wollte es der Zufall, daß die Frau Hutmacher die Abſicht hatte, gerade um dieſelbe Zeit ihrer ſorgſamen Schwiegermama einen Beſuch zu machen, in der die Frau Buchhalter es ſich vorgenommen hatte. Man mußte doch einmal ſich ſelbſt davon überzeugen, was für nützliche Dinge

die Kinder bei Frau Henriette trieben. Just ein paar Augenblicke danach, als Madame Susanne die Wohnung ihrer Schwiegermutter betreten hatte und gerade dabei war, um eine lange Sehnsucht zu befriedigen, das Söhnchen ihrer Todfeindin auf das innigste zu herzen und zu küssen, klingelte es, und Madame Julie kam hereingerauscht; sie warf sofort ihrer Schwägerin einen wütenden Blick zu, der energisch erwidert wurde. Daß man sich auch hier gerade treffen mußte! Es fand sich ein Anknüpfungspunkt, der den Streit vom Zaune brechen ließ und feurige Kohlen auf der Großmutter ehrwürdiges Haupt häufte.

„Du hast schuld an allem," rief außer sich Frau Julie ihr zu und: „Du hättest mir sagen können, daß dieses zanksüchtige, unausstehliche Weib heute bei dir einen Besuch machen würde," schleuderte Frau Susanne ihr höchst indigniert ins Gesicht. Dann drehten sich die beiden Frauen wie auf Kommando um und verließen hintereinander mit den Worten: „Ich betrete deine Wohnung nicht mehr!" entrüstet die Behausung. Zum Glück vergaßen sie die Kinder.

„Oh, ihr werdet wiederkommen, aber anders," sagte die Großmutter sanft, so daß sie es noch hören konnten. Dann beruhigte sie durch liebe-

volle Worte die Kleinen, die dicht aneinander geschmiegt immer noch laut weinend auf einer Hutsche im äußersten Winkel des Zimmers hockten.

Nun kam wieder eine traurige Zeit für Lottchen und Fritzchen, und mit dieser traurigen Zeit kam der Herbst mit seinen Regenschauern, naßkalten Winden und Stürmen. Seit Wochen schon blieben die Fragen der Kleinen: „Mama, kommt denn Gomama nicht?“ von den hartherzigen Müttern unbeantwortet. Und während jedes der Kinder wiederum seine neugierigen Blicke hinunter auf die jetzt so häßlich und unangenehm aussehende Straße warf, dachte es an zwei herzige Augen, die roten Lippen und kleinen, weichen Händchen eine Treppe höher oder eine Treppe tiefer.

„Ich weiß nicht, was dem Kinde fehlt,“ meinte eines Morgens plötzlich der Herr Hutmacher zu seiner Frau; und der Herr Buchhalter in der höheren Etage konnte sich nicht enthalten, am Abend desselben Tages bedenklich den Kopf zu schütteln und etwas Ähnliches zu der teueren Hälfte seiner Ehe zu sagen, nur daß er noch hinzusetzte: „Der Junge ist so merkwürdig still, — das ist nicht ganz richtig.“

Nach Tagen fürchtete jedes der Ehepaare Leineweber wirklich das Ärgste um sein Kind. Das

Fragen nach der Großmutter, in dem für den stillen Beobachter sich auch die Sorge um den unentbehrlichen Spielgenossen barg, nahm zuletzt eine Art rührender Melancholie an, die für den Seelenarzt der Kinder von großem Bedenken gewesen wäre. Es blieb weiter nichts übrig, als daß die Männer sich auf den Weg machten, um die Mutter für die ihr von den Frauen angetane Beleidigung um Verzeihung zu bitten und sie zu bewegen versuchen, ihre Schritte zu ihren Enkeln zu lenken. Diesmal brachte der Zufall die beiden Brüder in die Situation ihrer Frauen. Der Buchhalter hatte die Tür vom Korridor aus gerade geschlossen, als der Hutmacher pustend die Treppe heraufkam. Einen Augenblick standen sich beide lautlos gegenüber, und der Blick des einen traf den des anderen. Es schien, als ahnte jeder, was den anderen hierher geführt habe. Die Nähe der Mutter, der sie so viel zu verdanken hatten, eine gewisse wohlige Atmosphäre, die sie plötzlich zurückversetzte in jene Zeit, wo sie Jahre hindurch in bester Eintracht hier aus- und eingegangen waren und kein Wort der Zwietracht über ihre Lippen kam, stimmten sie weich. Und in dieser einen Sekunde des stummen Anschauens hatten beide die Empfindung, als dürften sie nicht vorübergehen, als wäre jetzt der geeignete Augen-

blick, ſich hier die Hände entgegenzuſtrecken und durch einen herzigen Druck derſelben allem Hader ein Ende zu bereiten. Aber keiner wollte den Anfang machen, der eine wartete auf das erſte Wort des anderen, und als jeder ſeine Erwartung getäuſcht ſah, war die Minute der Empfindung vorüber.

Herr Ferdinand Leineweber erhob trotzig den Kopf und ging kalt und kerzengerade wie ein wächſernes Licht die Treppe hinunter; und Herr Johannes Leineweber wand ſeinen beleibten Korpus mit ungewohnter Geſchmeidigkeit um ſeinen hageren Herrn Bruder herum und zog mit einer Anſtrengung an der Klingel, als müßte er ſich durch dieſe Kraftprobe für die unangenehme Begegnung entſchädigen.

„Ich bin alt und ſchwach, und meine Füße ſind morſch,“ meinte die Großmutter; „ich kann den Weg zu euch nicht mehr oft machen; aber ſchickt die Kinder her, und ſie werden wieder fröhlich und guter Dinge ſein. Ihr ſeid alſo wie zwei Fremde an euch vorübergegangen? Oh, ihr werdet anders wiederkommen.“

Und wirklich, die Mutter ſollte recht behalten. Als Gott den guten Engel der Kinder ſchuf, der ſie während der Zeit ihrer Hilfloſigkeit in un-

ſichtbarer Geſtalt umſchweben ſolle, um ſie vor Gefährniſſen mancher Art zu bewahren, ſie wie eine gute Mutter zu beſchützen und zu beſchirmen, ſagte er: Nichts iſt vollendet in der Welt. Das Gute würde nicht mehr gut erſcheinen, wenn nicht auch das Böſe vorhanden wäre. Alſo gebe ich euch auch einen böſen Engel mit auf den Weg eures zarten Daſeins, der ſich frühzeitig unter euch diejenigen ausſuchen ſoll, die ich vom Herzen liebhabe, damit ſie mit den Engeln im Himmel ſpielen ſollen.

Und dieſer böſe Engel war der Würgeengel der Kinder, den man Diphteritis nennt. Oft unter den beſten und ſchönſten ſuchte er ſeine Opfer aus, und ob er auch Schluchzen und ſchmerzdurchwühlte Worte vernahm, ihn rührte das nicht, — leiſe flüſterte er den Eltern zu: Ich weiß, Gott hat ſie zu lieb, ſie müſſen ſcheiden. Und er wand ſich weiter, unſichtbar, durch enge, ſchmutzige Gaſſen der Vorſtadt bis zu den breiten, glänzenden Straßen der vornehmen Leute und berührte mit ſeinem giftigen Hauche zu gleicher Zeit das Kind des Armen und das des Reichen, denn Gott wollte nicht, daß er Unterſchied machen ſollte zwiſchen Glanz und Not. Der gute Engel wich machtlos zur Seite und ließ traurig die Flügel hängen.

Gerade zu dieſer Zeit ging der Würgeengel

wieder unversöhnlich umher und überschüttete mit seiner Vernichtung die Häupter rosiger, unschuldiger Wesen. Und als klein Fritzchen und Lottchen nun wieder auf dem Wege zu der lieben guten Großmutter waren, hatte sich der böse Engel gar häßliches, naßkaltes, ungesundes Wetter ausgesucht, das für des Herrn Ferdinand Leinewebers Söhnchen von üblen Folgen begleitet war.

Am Abend stellte sich plötzlich Heiserkeit bei dem Knaben ein, er wurde still, so daß die Großmutter ganz besorgt wurde. „Ich lasse ihn so nicht fort, er bleibt die Nacht bei mir," sagte sie zu dem Mädchen, und als klein Lottchen nicht allein nach Hause wollte, mußte es das Nachtlager an der Seite seines kleinen Cousins teilen. Nun dachte die Großmutter, als sie ihre Lieblinge so friedlich nebeneinander schlummern sah und sie im stillen mit ihrem Segen begleitete, am andern Morgen würde ihr kleiner Enkel wohl wieder gesund und munter sein; aber während sie mit gefalteten Händen auf ihrem großen Stuhl halb träumend eingenickt war, bemerkte sie den Würgeengel nicht, der leise bei ihr vorbeischlich und mit einem einzigen Flügelschlag den Keim des Todes in eine junge Menschenseele legte. Und nach bang durchwachten Stunden, am frühen Morgen bereits

ſtand neben der weinenden Großmutter der Arzt und ſprach das Wort „Diphtheritis“ aus. Nun hatte klein Lottchen ungeſehen den kleinen Patienten geküßt, und als es wiederum Nacht wurde und ein neuer Morgen kam, lag auch das kleine Mädchen krank und hilflos da. Jetzt wurde das ſonſt ſo einſame Wohnzimmerchen der alten Frau nicht leer von den Menſchen, die ſich vor kurzem kleinlicher Dinge wegen nicht ſehen und begegnen mochten. Die Kinder dürfen nicht fort, ſie müſſen hierbleiben, hatte der Arzt geſagt, und während er immer aufs neue Anordnungen für die kleinen Patienten traf, konnte er nicht verhehlen, wie ſchlimm es ſtände.

Wer hilfloſe Kinder nicht ſterben ſah, der kennt den Schauer des Todes nicht, und wer nicht ſchwach wurde beim letzten Blicke ihrer brechenden Augen, der hätte ſich ſeiner Stärke niemals zu rühmen brauchen. . . . Es war ſtill im Zimmer, denn der Engel des ewigen Friedens hatte ſeinen Einzug gehalten. Aufgebahrt harrten die beiden Kleinen, die im Leben nicht voneinander zu laſſen vermochten, des Augenblicks, wo ſie nun auch unter kühlem Raſen nebeneinander gebettet werden ſollten. Ja, es war ſtill, ergreifend ſtill. Über all dem vielfältigen Spielzeug, das dort hinten in

einer Ecke wie verlaſſen übereinander türmte, lag es wie ein ſchwermütiger Hauch, der ſtumm zum Herzen ſprach. Und nun bei dieſer Stille der Anblick der vor Gram gebeugten Großmutter, die am Fenſter, über das Gebetbuch geneigt, der Stunde zum letzten Gange entgegenſah. Dann kam dieſe Stunde, und mit ihr die Eltern der kleinen entſchlafenen Seelen, um zum allerletzten Male geröteten Auges auf die ſtarren Züge ihrer Lieblinge zu ſchauen. Und kein Schluchzen, kein letztes Berühren der Stirn mit der weichen Hand rief ſie zurück zum jungen Leben. Oh, die Großmutter hatte recht gehabt: Anders waren ſie wiedergekommen — ohne äußerlichen Unterſchied, tief ſchwarz gekleidet, denſelben Schmerz, dieſelbe Trauer auf ihren Zügen.

Nun brauchte ſich Madame Suſanna Leineweber nicht mehr über die bunte Toilette ihrer Schwägerin zu beklagen, Frau Julie mußte von ſelbſt auf die teuren und geſchmackloſen Hüte verzichten. Als ſie nun alle vier geſenkten Hauptes die beiden Bahren umſtanden, deren ſterbliche Hüllen ſie im Leben ſo tief beſchämt hatten, ſie, die vor innerem Gram kein Wort hervorzubringen imſtande waren, da trat die Großmutter leiſe hinzu, ergriff die Hände der beiden Brüder, dann auch

die der Schwägerinnen, legte ſie ineinander und ſagte: „Es iſt ſpät, aber noch Zeit, gebt euch den Kuß der Verſöhnung, und ſie werden wiederkommen, wenn auch in anderer Geſtalt.“ Stumm taten ſie es. Dann wurde der letzte Gang angetreten, weit hinaus über das Weichbild der Stadt, wo auf der endloſen, düſter dreinſchauenden Chauſſee der rauhe Herbſtwind die letzten Blätter von den Bäumen trieb — — — — — — —

Zwei Jahre waren vergangen, da traf es ſich, daß nun der Hutmacher Herr Johannes Leineweber durch die Geburt eines Knäbleins erfreut wurde und Frau Julie ihren Mann, den Buchhalter Herrn Ferdinand Leineweber, mit einem Töchterchen beſchenkte. „Ihr werdet nicht vergeſſen, daß ſie euch ewig an eine alte Schuld ermahnen,“ hatte die Großmutter gemeint und nur damit die Gedanken der beiden Ehepaare ausgeſprochen. Oh, wiederum hatte ſie recht gehabt: Sie waren wirklich wiedergekommen, die beiden Kleinen, wenn auch in anderer Geſtalt; nach Verlauf weiterer zwei Jahre wurden ſie in ihrem ganzen Weſen, in ihrem Äußeren und in ihrer Drollerie das Abbild des Lottchen und Fritzchen von einſt. Und nun iſt es wieder Sommer geworden, nun lacht der blaue Himmel wieder, Bäume

und Sträucher grünen und Hunderte von fröhlichen Kindern tummeln und ergötzen sich in den schattigen Wegen des Mariannenplatzes. Da kommen sie Hand in Hand einherstolziert, wie vor Jahren, hinter ihnen das sorgsame, alte, gebückte Großmütterchen, emsig bemüht, über jede ihrer Bewegungen zu wachen.

Und als nun wieder die Leute stehen bleiben und laut sagen: „Seht doch die beiden Kleinen, wie sie einhergehen, wie Braut und Bräutigam", — lächelt Frau Henriette überglücklich und denkt bei sich: Das kommt daher, weil Frau Julie sich jetzt sehr einfach und geschmackvoll kleidet und ihr Mann nach wie vor seine Hüte bei seinem Bruder kauft. Einen Augenblick wird sie ernst und denkt an einen bösen Engel, dann verscheucht der Sonnenschein, das laute Lachen ihrer Enkel den letzten trüben Gedanken.

II.

Ein Humoriſt.

Es war zur Zeit, als wir beide, mein Freund Heinrich und ich, wie man zu ſagen pflegt, noch von unſern Idealen lebten und die Lehre von der Gütergemeinſchaft inſofern zu beherzigen wußten, als wir uns bei jedesmaligem Zuſammentreffen durch die mit der Zeit für uns höchſt wichtig gewordene, wie aus einem Munde tönende Frage: „Haſt du Geld?“ ſoviel als möglich, wenn auch mit dem Aufgebot des letzten Galgenhumors, über den Jammer des Daſeins hinwegzuſetzen verſuchten. Eines Tages betrat er in einem aufgeregten Zuſtande, ſpäter als ich ihn ſonſt zu erwarten pflegte, mein Atelier und nahm nach ſeiner alten Gewohnheit, diesmal aber merkwürdig ſchweigſam, in der eingeſeſſenen Ecke des langgedienten Sofas, einem alten Erbſtücke meiner Mutter, Platz. Dieſes Sofa bildete die hervorragendſte Zierde meines Ateliers, und dieſes Atelier

diente zu gleicher Zeit als Wohn- und Schlafsalon und bestand aus einem ehemals sehr verwahrlost gewesenen, in schwindelnder Höhe gelegenen Dachraum im industriellsten Viertel Berlins, den mein besonders kunstverständiger Hauswirt mir gegen eine monatliche Miete von fünf Talern zur Verfügung gestellt hatte, nachdem ich ihn durch das Aufgebot meiner ganzen Beredsamkeit und mit dem Hinweis auf sein einstiges unsterbliches Verdienst um die Kunst dazu bewogen hatte, die beiden schmalen, nach Norden gelegenen Luken durch ein einziges großes Fenster zu ersetzen.

Noch sehe ich ihn vor mir in seiner alten Lage: die Beine weit von sich gestreckt, die Hände in den Hosentaschen, die großen braunen Augen bewundernd auf meine Leinwand gerichtet, den ewig schwermütigen Zug, der jedem echten Humoristen eigen, um den wohlgeformten Mund. Er rauchte nicht, das war mein steter Kummer. Er hielt das Rauchen für eine der ärgsten Verschwendungen, der er sich schon der Sorge um Mutter und Schwester wegen nicht hingeben zu dürfen glaubte. Die Liebe für seine beiden einzigen Angehörigen war eine wahrhaft rührende zu nennen, seine Verehrung für sie eine mehr als abgöttische. Man konnte sich kein schöneres Familienband den-

ken als dasjenige, welches die drei Perſonen umſchlang; man hätte erſtaunen können über den Einfluß, deſſen er ſich ſeinen beiden Angehörigen gegenüber zu erfreuen hatte, in beſtem Sinne natürlich, denn mein Freund Heinrich hatte das Gemüt eines Kindes und lebte mit jeder Fliege auf gutem Fuße. Er ſorgte aber auch wie ein Vater für Mutter und Schweſter, und wenn letztere, das liebe ſiebzehnjährige Ding, ihn ſcherzweiſe mit „Papa" anredete, ſo fiel das allen andern auf, nur nicht ihm, der gewöhnt war, die Hausrechnung mit der Gewiſſenhaftigkeit eines braven, aber in beſchränkten Verhältniſſen lebenden Familienvaters zu führen. Er ſchrieb für die angeſehenſten Zeitſchriften kleine Humoresken, die ihrer Eigenart und ihres ſeltenen, gemütsvollen Gehaltes wegen ſehr geſucht und dementſprechend auch gut bezahlt wurden; und die „Fliegenden Blätter" durften ſich ſchmeicheln, in ihm einen ihrer erſten Mitarbeiter zu beſitzen, dem man es äußerlich nicht anſah, daß er der Urheber der allertollſten Einfälle und gar luſtiger Schnurren war, an denen Tauſende ſich ergötzten und abermals Tauſende, wenn auch nur auf flüchtige Minuten, den Jammer dieſer Welt vergaßen, um das Meer der Tränen des täglichen Elends durch eine einzige, hellleuchtende des köſt-

lichſten Humors zu würzen. Wie geſagt, er verdiente hinreichend Geld, aber er ſelbſt beſaß es ſelten, oder doch nur in geringem Maße. Er ſagte, daß er es nicht leiden könne; er verſchwendete es auch manchmal ganz bedenklich, wenn auch ſo nach ſeiner Art. Sogenannte Freunde wußten, daß ſie nie bei ihm vergeblich anklopften, wenn ſie angeblich in der bekannten „allergrößten Verlegenheit" waren; dann griff er, ohne ein Wort zu ſagen, in die Taſche und gab, ſolange er hatte. Das heißt, das war früher geweſen. Mir hatte er es zu verdanken, daß ich ihn auf dieſen großen Irrtum ſeines Daſeins zugunſten von Mutter und Schweſter aufmerkſam gemacht hatte. Mit der Zeit lernte er denn auch das große Einmaleins des täglichen Lebens ganz vortrefflich und verringerte ſein Taſchengeld um ein Bedeutendes. Aber zum Philiſter wurde er nie. Er liebte den edlen Gerſtenſaft, wie er ſich mit Verſtändnis in die leuchtenden Augen eines Mädchens zu vertiefen wußte. Und wenn es gar manchmal bunt herging am Stammtiſch unſerer Künſtlerkneipe, dann wurde er ſogar geſprächig, und der tollſte Lärm verſtummte, ſobald er das allbekannte blaue Heft, in dem er ſich verſtohlen Notizen zu machen pflegte, hervorzog und in ſeiner trockenen Weiſe uns etwas von dem Inhalt

seines demnächstigen Werkes verriet. Und je mehr die andern lachten, je ernster wurde seine Miene; dadurch wurde die Wirkung eine um so größere.

O, das waren noch köstliche Zeiten, als wir beide an sonnigen Nachmittagen hinaus nach der Hasenheide schlenderten, um uns inmitten der kaffeekochenden Familien und zahlreicher Bürgermädchen, deren blaue Kleider dem Himmel Konkurrenz zu machen schienen, vortrefflich zu amüsieren: ich über die Maßen lebhaft, gleich bereit, jedem rosigen Gesicht über seine Schönheit ein Kompliment zu sagen, im geheimen die Vorzüge eines herrlichen Modells erwägend, und er leise lächelnd, immer bereit, allem beizustimmen, ohne jemals aus seinem gemessenen Wesen herauszutreten. Er bot immer das Bild eines innerlich zufriedenen Menschen, der es nicht nötig hat, seinen Nächsten zu beneiden.

Und nun zeigte er heute zum ersten Male eine Miene, als hätte er, dem alles Aufregende peinlich war, über Nacht ein blutiges Trauerspiel geschrieben, dessen Einwirkung auf sein Gemüt ihn noch beherrschte. Ich war sonst gewöhnt, ihn so lange stumm verharren zu sehen, bis er merkte, daß ich Anstalten machte, die Palette zu reinigen und die Pinsel auszuwaschen. Heute tat ich dies

früher als ſonſt, denn ich war nicht beſonders gut gelaunt. Das Porträt, das ich auf der Staffelei hatte, war Schuld daran; es war das Bildnis der verſtorbenen Gattin meines kunſtverſtändigen Hauswirts, das ich nach einer ſchlecht verbeſſerten Photographie zu konterfeien Auftrag hatte. Trotz genauer Angabe der Farbe, der Haare, des Teints und der Augen ſeitens der noch lebenden Hälfte der im Leben ſehr beleibt geweſenen Dame, war es mir bis jetzt unmöglich geweſen, ſelbſt bei mehrfachem Übermalen nicht, meinen von einer unausſtehlichen Kritik beſeſſenen Hauswirt zu befriedigen. Das umfangreiche Doppelkinn, das einen Hals unmöglich machte, verurſachte mir beſonders großen Kummer. Ich konnte über dieſes Labyrinth von Fleiſchmaſſe nicht hinwegkommen. Erfahrungsreiche Kollegen von der Palette werden dieſen gerechtfertigten Kummer, der am Ende in Verzweiflung ausartet, vollauf zu würdigen wiſſen. Aber du lieber Himmel, was tut man nicht alles, wenn man ein noch namenloſer Künſtler iſt, ſeit drei Monaten bereits die Miete ſchuldet und nicht einmal ſoviel Geld hat, um die Modelle bezahlen zu können.

Plötzlich brachte mich eine ſonderbare Frage meines Freundes Heinrich auf andere Gedanken.

„Sage mal, lieber Junge, wie denkſt du über das Duell, ich meine namentlich das ſogenannte amerikaniſche?“ Er ließ mich gar nicht erſt zur Antwort kommen, ſondern fuhr in ſeiner ruhigen, langſamen Sprechweiſe fort: „Wenn jemand das Liebſte, was du haſt, zum Beiſpiel deine Schweſter, in frecher Weiſe beleidigen oder meinetwegen unbelikate Dinge über ſie verbreiten würde, was würdeſt du tun, mein lieber Junge?“ — Dieſes „„mein lieber Junge“ pflegte er mit Vorliebe häufig anzuwenden.

Ich blickte erſtaunt auf und muß geſtehen, daß ich etwas ahnte, denn ich kannte ihn genau: was er ſagte, hatte immer einen Zweck. Er ſah ſo merkwürdig ernſt und feierlich aus, wie jemand, der vor einem Entſchluß ſteht, an dem nichts mehr zu ändern iſt. Auch diesmal ſchnitt er mir die Antwort ab und fuhr halblaut fort: „Sage mir, mein lieber Junge, würdeſt du es in dieſem Falle für deine Ehrenpflicht halten, dein Leben aufs Spiel zu ſetzen, um die Beleidigung zu ſühnen? Bitte, ſei kurz, laß keine philoſophiſchen Abhandlungen vom Stapel, ſage ja oder nein. Du weißt, ich gebe viel auf deine Worte.“

Ich hatte mich oft gerühmt, ein entſchiedener Gegner des Duells zu ſein, und der Stammtiſch

unſerer Kneipe hatte manches derbe Wort moraliſcher Vernichtung dieſer Krankheitserſcheinung der Geſellſchaft zu hören bekommen, aber ich weiß nicht, wie es kam, ich brachte ein kurzes „Ja“ hervor, denn im Augenblicke ſtand mir nur das Bild eines reinen, unſchuldigen, ſiebzehnjährigen Mädchens vor Augen, für das ich ſelbſt mit gutem Gewiſſen mein Leben gelaſſen haben würde.

„Ich danke dir. Ich muß gehen, ich habe einen notwendigen Gang. Leb wohl, lieber Junge, wir treffen uns heut' abend in der Kneipe.“ Damit war er aufgeſtanden, hatte ſeinen Hut ergriffen und mir die Hand gereicht. Ich wollte ihn noch zurückhalten, denn meine Verwunderung hatte ihren Höhepunkt erreicht, ich wollte nun zehn Fragen auf einmal an ihn richten, aber er hatte bereits die Tür hinter ſich ins Schloß geworfen und ich hörte, wie ſeine ſchnellen Schritte im langen, ſchmalen Flur verhallten.

Am Abend in der Kneipe war er der alte gute Geſelle von früher. Das Bier ſchmeckte ihm vortrefflich wie immer, und nach ſeiner alten Gewohnheit griff er nach längeren Pauſen in ſeine Taſche und langte das Sammelbuch ſeiner humoriſtiſchen Einfälle hervor. Mehr als einmal wollte ich ihn über ſein ſonderbares Benehmen bei ſei-

nem letzten Beſuch im Atelier zur Rede ſtellen, aber jedesmal wurde ich in ein Geſpräch gezogen, das mich davon abbrachte. Endlich fiel mir auf, daß ein Platz am Tiſche leer war, der ſonſt regelmäßig zur beſtimmten Stunde von jemand eingenommen wurde, der ſelten oder nie in unſerer Runde fehlte. Ich fragte einen neben mir ſitzenden jungen Architekten, der ſtatt der Antwort nun laut über den Tiſch zu Heinrich hinüberrief:

„Wie iſt denn das noch geſtern geworden zwiſchen Ihnen beiden? Sie ſollen ja noch Skandal unterwegs gehabt haben. Unter uns geſagt, ich halte nicht viel von dieſem Herrn, er iſt mir ein unangenehmer Geſellſchafter.“ Er meinte mit dem bezeichneten Herrn einen Kollegen von ihm, von dem ich wußte, daß er ſich einmal in auffallender Weiſe um die Gunſt von Heinrichs Schweſter beworben hatte, aber keines Erfolges ſich rühmen durfte; ein paarmal hatte er Beſuche bei meinem Freunde gemacht, dann aber dieſelben plötzlich eingeſtellt. Das ganze Lokal kannte bereits ſeine zyniſchen Äußerungen, die nach reichlichem Biergenuß ihn jedem anſtändigen Menſchen zu einer Plage machten. Heinrich brach ſofort das Geſpräch ab und ſah nach der Uhr. Seine Zeit war gekommen. „Längſt wieder vergeſſen,“ war alles, was er mit

einer Handbewegung zur Antwort gab; aber wie ich ihn ansah, wußte ich sofort, inwieweit seine heutigen Fragen über das Duell und der angebliche Skandal von gestern im Zusammenhange standen.

Am andern Tage erschien er wieder zur bestimmten Zeit in meinem Atelier. Ich hatte mir vorgenommen, ihn vor irgendeinem dummen Streich zu bewahren, aber er richtete im vornherein diesmal eine so merkwürdige Frage an mich, daß er mich aus meiner ernsten Stimmung sofort in eine höchst lustige versetzte und mich von meiner wohleinstudierten Auseinandersetzung über den Wert des Daseins völlig abbrachte.

„Sage mal, lieber Junge, hältst du mich für gesund, für wirklich kerngesund?" Ich mußte laut auflachen. Er, dessen wohlgenährtes Gesicht und kräftige gebrungene Gestalt nichts mit dem Schriftstellerideal für Poeten schwärmender Backfische und Jungfrauen reiferen Alters gemein hatten, richtete diese Frage an mich; ich konnte ihn nur, um ihm die allein vernünftige Antwort zu geben, auf den Spiegel verweisen, der hinter ihm über dem Sofa seine zersprungene Scheibe zeigte.

„Du meinst also wirklich," fuhr er fort, „ich habe nämlich die Absicht, lieber Junge, mich in eine

Lebensverſicherung einzukaufen, und zwar mit fünf- oder ſechstauſend Mark, nur der Mutter und Schweſter wegen, — verſtehſt du? Ich bin geſtern abend auf dem Nachhauſewege ſo auf den Gedanken gekommen. Sie haben beide nichts. Es iſt ja wahr: ich bin noch jung und meine Feder wird uns hoffentlich vor Not und Krankheit ſchützen, aber wir ſind doch alle ſterblich; es kann doch möglich ſein, daß ich früher die Augen ſchließe, als ich ſelbſt oder andere erwarten, und dann haben ſie beide etwas in Händen, können irgend etwas anfangen, ſich ſelbſtändig zu ernähren. Heiraten kann ich vorläufig nicht, ſolange ich andere Pflichten zu erfüllen habe, und du kennſt doch meine Anſichten über die Ehe. Ich verkaufe mich nicht gern, und bis die Richtige kommt, muß man die Zeit abwarten. Und bei mir wird es lange dauern, denn ich verſtehe nicht zu ſuchen. Ich könnte dabei auch allen Humor verlieren und wäre lahmgelegt wie eine Ente, die nicht mehr ſchwimmen kann."

Das war ſo vernünftig geſprochen, daß ich ihm recht geben mußte. In ſeinen Gedanken ſtanden immer Mutter und Schweſter obenan. Und doch beſchlich mich bei dieſem plötzlichen Entſchluß ein ſeltſames Gefühl. Er zählte erſt achtundzwanzig Jahre und bot, wie geſagt, ein Bild ſtrotzender

Gesundheit. Ich wurde zum ersten Male aus Heinrich nicht klug; eine Ahnung sagte mir, daß hinter meinem Rücken etwas vorginge, das vielleicht das erste und letzte Drama im Leben des Humoristen bilden könnte. Ich drang in ihn, mir die Vorgänge jenes Abends zu erzählen, an dem er den bewußten Streit gehabt haben sollte; ich suchte alles aufzubieten, damit er sich mir gegenüber, den er so oft seinen einzigen, wahrsten Freund genannt hatte, gründlich und von Herzen aussprechen möge. Aber was er sagte, war: „Lieber Junge, du wirst alles erfahren — später." Dabei blieb es. Aber was bezweckte er mit dem Einkauf in eine Lebensversicherung, wenn meine Ahnung sich bestätigen sollte? Ich konnte das Rätsel nicht lösen.

Vierzehn Tage lang ließ sich Heinrich bei mir nicht sehen, auch sein Platz an unserem Stammtisch blieb des Abends ebenso leer, wie der seines augenscheinlichen Todfeindes. Er müsse fleißig arbeiten, sei verpflichtet, eine längere humoristische Erzählung bis zu einem bestimmten Termin zu vollenden, das nötige ihn, auch den Abend und die Nachtstunden zu Hilfe zu nehmen. Dagegen ließ sich nichts einwenden, denn wir alle wußten: was er wollte, das führte er durch. Dann überraschte er mich plötzlich des Morgens in aller Frühe mit

ſeinem Beſuch; ich war gerade dabei, mir ſelbſt meinen Kaffee auf einer kleinen Blechmaſchine zu bereiten und befand mich noch im ungenierteſten Negligé. Meine Einladung, meinen Junggeſellentrank zu prüfen, nahm er lächelnd an, denn es war nicht das erſte Mal, daß wir beide uns über meinen Hausſtand luſtig machten. Nun zog er ein großes Papier aus der Taſche und ſagte: „Es iſt alles vortrefflich gegangen, lieber Junge, ich meine mit der Verſicherung; hier iſt bereits die Police über fünftauſend Mark. Du haſt recht gehabt: der Arzt, der mich unterſuchte, hat mich völlig geſund erklärt. Es koſtet ein bißchen viel, ich meine die Prämien, aber das erſpart ſich leicht; man trinkt einfach jeden Abend dafür ein paar Glas Bier weniger. Nun höre, lieber Junge, jetzt kommt die Hauptſache. Ich hätte ein kleines Anliegen an dich oder eigentlich eine große Bitte, aber ich weiß nicht, vielleicht iſt das zu viel verlangt. —“ Er ſtockte und blickte vor ſich hin. Dann, als ich ihm wohlmeinende Vorwürfe über ſein plötzliches geringes Vertrauen zu mir machte, fuhr er fort: „Siehſt du, lieber Junge, wir ſind doch alle ſterblich, denn raſch tritt der Tod den Menſchen an. Ich bin ja heute luſtig und guter Dinge, aber wie geſagt, na, du verſtehſt mich...“

Zu meinem Bedauern verstand ich ihn ganz und gar nicht. Er sprach weiter: „Alleinstehenden Frauen gegenüber läßt man manche Rücksicht fallen, bereitet ihnen Unbequemlichkeiten aller Art. Willst du mir versprechen, wenn ich wirklich eines Tages nicht mehr sein sollte, — wie gesagt, wir sind ja alle sterblich, — die Angelegenheit mit der Police in die Hand zu nehmen? Ich bitte dich herzlich, schlage ein. Du weißt, es würde sich um meine Mutter und Schwester handeln.“ Nun blickte er mich mit seinen braunen Augen fest an. Ich wollte erst laut auflachen, angesichts der Leichenbittermiene, die er zur Schau trug, und die einen Ausdruck angenommen hatte, als stände dieses blühende Leben da vor mir bereits mit einem Fuße im Grabe; aber der feierliche Ernst, mit dem er alles gesagt hatte, hielt mich davon ab. Wie er nur noch fragen konnte! Ich hatte ihm nie die Hand so warm gedrückt wie heute. Wunderliche Käuze doch, diese Humoristen, dachte ich bei mir, sie amüsieren die Menschen manchmal bis zu aufsteigenden Tränen. „Ich danke dir,“ sagte er kurz, aber tiefbewegt. Als er die Türklinke bereits in der Hand hatte, wendete er sich noch einmal um, und diesmal sagte er lachend: „Nun hätte ich schließlich noch ganz den Testamentsvollstrecker ver-

geſſen.“ Er überreichte mir dabei einen mit einem großen Siegel verſchloſſenen Brief, den ich erſtaunt annahm. „Ich ſehe es dir an,“ ſagte er mit der ganzen Fröhlichkeit ſeines alten Weſens, „du kommſt aus der Überraſchung nicht mehr heraus, aber nimm nur, es enthält die letzte Humoreske meines Lebens. Ich brauche dich wohl nicht erſt ſchwören zu laſſen, daß du die Aufſchrift feierlich berückſichtigſt. Auf Wiederſehen, lieber Junge.“ Mit dem Schall ſeines letzten Lachens ließ er mich allein. Jetzt hatte ich alle Veranlaſſung, ärgerlich zu werden. Schließlich wurde ich in aller humoriſtiſchen Form zum beſten gehalten. Ich hatte kaum die Aufſchrift: „Sechs Wochen nach meinem Tode zu öffnen“, geleſen, als an der äußeren Tür des langen Ganges ſchrill geklingelt wurde. Jetzt erinnerte ich mich: Eine begüterte Dame aus dem Geheimratsviertel, die mich zu begünſtigen verſuchte, wollte ſich von mir malen laſſen und hatte mir zu heute vormittag ihren Beſuch angekündigt. Es war bereits zehn Uhr durch, und ich befand mich noch in burſchikoſer Morgentoilette. Und das hatte ich meinem guten Humoriſten zu verdanken. Ich war wirklich wütend, nahm den kuvertierten letzten Willen meines Freundes und ſchleuderte ihn ſo gewaltig auf den

Tiſch, daß er irgendwo verſchwand. Dann öffnete ich die Tür und rief laut durch den langen Gang: „Bitte einen Augenblick zu entſchuldigen, ich komme gleich.“ In aller Haſt machte ich einen repräſentablen Menſchen aus mir und ſtürzte dann nach der äußeren Tür. Es war wirklich der angekündigte Beſuch. Die Dame war von ihren beiden Kinderchen begleitet, einem Knaben und einem Mädchen, zwei allerliebſten Blondköpfen. Sie wollte ein Gruppenbild haben, es gab alſo etwas zu verdienen. Für die nächſte Zeit wurde ich von dem Bilde ganz in Anſpruch genommen, denn ich hatte die Abſicht, es auszuſtellen, und wollte das Beſte meiner Kunſt geben. Des Abends wurde ich öfter mit Einladungen von der Familie der betreffenden Dame beehrt; ich hatte alſo wenig Gelegenheit, die Kneipe aufzuſuchen, und auch nicht, mit Heinrich zuſammenzukommen. An einem Sonnabend endlich zog es mich wieder nach unſerm Stammtiſch. Die Runde war beſetzt bis auf meinen Freund und den gewiſſen Herrn, den er, wie man ſagte, auf offener Straße geohrfeigt haben ſollte. Beim Hereintreten ſchon bemerkte ich, daß man ſich in äußerſt lebhafter Unterhaltung befand, wenn auch nicht in der lauten, von Gelächter begleiteten Weiſe, wie ſonſt; zu dem jungen

Architekten beſonders hatten ſich alle Köpfe geneigt.

„Nun, was ſagen Sie dazu? Iſt das nicht entſetzlich?“ wurde ich gefragt. Ich wußte von nichts und ſah erſtaunt auf, und man blickte mich ebenſo erſtaunt an. Dann ſagte der Architekt: „Sie wiſſen noch nichts, gerade Sie als ſein beſter Freund?“ Und als ich in derſelben Stellung, nur den Kopf ſchüttelnd, ihn noch immer anſah, fuhr er in einem Atem fort: „Mir zittern alle Glieder, es hat ſich ein entſetzliches Unglück ereignet. Sie wiſſen, ich leite einen Bau draußen in der Potsdamerſtraße, deſſen Front von zwei Türmen geziert wird. Ihr Freund hatte ſeit einigen Tagen ſchon immer den Wunſch geäußert, an meiner Seite einmal von der Plattform des Turmes aus einen Blick über das Potsdamer Viertel zu werfen. Heute nachmittag nun gegen fünf Uhr kommt er in roſigſter Stimmung an, um ſeinen Wunſch von mir erfüllt zu ſehen. Wir ſtiegen alſo die ſechs Stockwerke hinauf, begleitet von zwei anderen Herren, dem Maurermeiſter und dem oberſten Polier. Ich fragte ihn noch, ob er auch nicht ſchwindlig ſei, er aber lachte und verneinte; wie wir hoch oben ſtehen und er ſeiner Bewunderung über den Anblick unter ihm Ausdruck gibt, wankt er plötzlich und ſtürzt

vor unſern Augen kopfüber in die Tiefe, um unten total zerſchmettert liegen zu bleiben. Wir ſchafften ihn nach dem Auguſtahoſpital, dort liegt er. Ein plötzlicher Schwindel muß ihn in einer einzigen Sekunde befallen haben, es iſt nicht anders denkbar. Ich werde mir ewige Vorwürfe darüber machen, daß ich ihn dort hinauf geführt habe, aber wer konnte das auch ahnen?"

Eine Minute ſtand ich wie eine Wachspuppe unbeweglich da, dann drehte ſich plötzlich die ganze Kneipe um mich herum; ich griff nach der Stuhllehne, um mich zu halten und dann zu ſetzen. Das war zuviel für mich. Ich dachte nur an eine Mutter und eine Schweſter, die ihres Ernährers beraubt, und an die entſetzliche Minute, die ihnen ihr Schickſal enthüllen ſollte. Ich weiß ganz genau, daß ich das Bier vor mir nicht anrührte, daß ich eine halbe Stunde lang ſo daſaß, mir zehnmal den traurigen Vorgang erzählen ließ, dann aus dem Lokale ſtürmte und lange Zeit durch die regenſchwarzen Straßen irrte, um mein Gemüt zu beruhigen und mir das Grauenvolle erſt klar zu machen. So hatte ſich ſeine Todesangſt doch beſtätigt. Sein Schickſal erweckte die allgemeinſte Teilnahme, denn wer ihn gekannt hatte, hatte ihn liebgewonnen, einzig ſeiner perſönlichen Eigenſchaften wegen.

Nach drei Tagen war alles vorüber: die Minute des erſten erſchütternden Aufſchreies von Mutter und Schweſter, mein eigenes ſeeliſches Elend, das mich dabei überkam, und auch der lange Zug der Leidtragenden, welche die Überreſte des Humoriſten hinaus zur letzten Ruheſtätte geleiteten. Und dann hatte ich noch eine Pflicht zu erfüllen betreffs der Lebensverſicherung meines Freundes. O, wie recht hatte er gehandelt, daß er in ſo frühen Jahren für ſeine Hinterbliebenen geſorgt hatte. Die Geſellſchaft machte erſt Schwierigkeiten, der Tod war zu plötzlich gekommen, eine Unterſuchung wurde eingeleitet, aber ein unverſchuldeter Unglücksfall erwieſen, und die Police mußte eingelöſt werden.

Inmitten all dieſer Aufregung und der Arbeit, in die ich mich geſtürzt hatte, die mich noch bis zum letzten Strahl des Lichts in meinem Atelier feſſelte, fiel mir nun auch das verſiegelte Schreiben ein, das er mir in jener Morgenſtunde mit lächelnder Miene überreicht hatte. Sein Inhalt konnte nur Bezug auf jenen bewußten Streit haben, der ihn, den harmloſeſten Menſchen von der Welt, zwang, die Hand zu erheben. Ich warf Pinſel und Palette beiſeite und durchſuchte das ganze Atelier, kramte in Kaſten und Spinden, — ich fand es nicht. Nach Monaten, in einer ſpäten Nachmittagsſtunde,

entdeckte ich es durch Zufall. Es lag zwischen einem Haufen großer Photographien, die damals zerstreut auf dem Fußboden gelegen und mit denen es meine Aufwartefrau zusammengerafft und in einen Winkel gepackt hatte.

Zitternd vor Aufregung riß ich die Umhüllung auf und las:

Berlin, den 11. Februar 1876.
drei Wochen vor meinem Tode.

Mein lieber herziger Junge!

Mein einziger Fehltritt in meinem Leben war ein bewußter. Ich tat ihn, als ich in die Tiefe stürzte, um den Tod zu suchen. Das geschah genau an dem Tage, an dem die Frist ablief, binnen welcher ich mein Ehrenwort einlösen mußte, mich zu töten. Sage, ich sei ein Narr gewesen, ich hätte unmenschlich gehandelt; wiederhole deine philosophische Behauptung: es gehöre mehr Heldenmut dazu, das Leben zu ertragen, als es von sich zu stoßen, — aber bei der Erinnerung an unsern Bruderkuß bitte ich dich mit nassem Auge, mit heißem Klopfen meines Herzens: sieh auch du mich nur als verunglückt an, sei stumm wie das Grab, in dem ich hoffentlich, im Glauben an meinen Gott, beweint von euch allen (ich weiß es!) schlummern werde, wenn du das Siegel über diese Enthüllung

löſt. Um ihretwillen bitte ich dich! Du weißt, wen ich meine, Herzensbruder! Was ſoll ich dir noch ſagen? Was darüber iſt, iſt vom Übel. Deiner Weltweisheit habe ich es zu verdanken, daß ich mit der Zeit lernte, mich nicht nur auf dem Papier, ſondern auch im Leben mit gutem Humor, — du nannteſt ihn immer eine Göttermedizin, — über mancherlei verdiente und unverdiente Unbill des Daſeins hinwegzuſetzen. Und ſo mich jemand geſchmäht oder geſchlagen, mich gar einen Eſel oder einen Hanswurſt genannt hätte — na, du weißt, was ich ſagen will: die Roheit iſt ein gar billiges Gut, und wer ſeine Zunge nicht zu Edlem gebrauchen kann, der wird zum Marktweib und verdient gar leichter ſein Brot als mancherlei Poeten- und Kunſtgelichter. Aber — (mein lieber Junge, du haſt mich doch bisher verſtanden?) — aber wenn jemand eine Blume zertreten will, deren Duft mir gefällt, deren Anblick mich erhebt, die ich großgezogen mit Träumen für die Zukunft, die unzertrennlich von meinem Dichten und Trachten iſt, — dann werde ich grob, gebe freudig mein Blut, mißachte Geſetz und Richter, die Ordnung dieſer Welt, weil der Schlag ein hilfloſes Weſen traf, das ſich nicht verteidigen kann. Der Humor hat da ein Ende, wo man nicht mehr lachen kann. Ich

ſchlug alſo, um die Ehre meiner Schweſter zu verteidigen. Was geſagt wurde, mußte unter uns bleiben. Wir loſten, ich zog das kürzere, — du weißt, ich hatte nie Glück in der Lotterie, kein Wunder alſo, wenn ich auch das Todeslos zog.

Du biſt nun aufgeklärt; was fehlt, reime dir zuſammen. Vielleicht habe ich ſchlecht Komödie geſpielt, aber ſei verſichert: mit tieftraurigem Herzen. Sage nicht mehr: es gehört mehr Heldenmut dazu, das Leben zu ertragen! Nochmals: ſchweig ihretwillen, ſei alleinſtehenden Weſen die Stütze eines Freundes, — ſie haben es verdient um meiner eigenen Qualen willen. Lebe wohl, lieber Junge. Auf Wiederſehen in einer beſſeren Welt. Nochmals, lebe wohl. Heinrich.

Ich legte das Schreiben vor mir auf den Tiſch und ſtarrte es lange, lange an.

Es war gut, daß ich allein war, denn ich hätte nicht ſprechen können, kein Wort hervorzubringen vermögen, — ſo ſchwer laſtete es auf meiner Seele, ſo grauſig war der Bann, in dem ich lag. Und wie ich ſo hinſtarrte auf einen Fleck, tauchte er im Geiſte wieder vor meinen Augen auf, wie er in dieſem Raume mir ſo oft gegenüberſaß, Frohſinn und Zufriedenheit auf dem Geſicht, den ſanften Blick immer groß aufgeſchlagen. Eine

fürchterliche Unruhe befiel mich, mir war's, als veränderte ſich die Luft um mich herum, als wäre ich nicht mehr imſtande, ſie einzuatmen.

Es war Sonntags. Die erſten Strahlen des Sonnenunterganges drangen zitternd durch das Atelierfenſter und wirbelten den vergoldeten Staub in einer langen, ſchrägen, durchſichtigen Lichtſäule. Nun läuteten zu gleicher Zeit die Glocken zweier nahegelegenen Kirchen zum Abendgottesdienſt und ſandten die einzigen Laute zur Stille, die mich umgab, empor. Das konnte ich nicht mehr ertragen. Es trieb mich mit Macht hinaus in die belebten Straßen. Ich ſah niemand um mich herum, nicht die ſonntäglich geputzten Menſchen und hörte auch nicht ihr fröhliches Scherzen und Lachen, erblickte all das blühende Leben im ermunternden Sonnenſchein nicht, denn die Welt um mich herum war plötzlich tot. Und da befand ich mich denn endlich unter grünenden Trauerweiden, in den ſchattigen Gängen des Friedhofs und ſchlug den Weg ein, jener Ecke zu, wo wir ihn neben ſeinem Vater gebettet. Vor meinem Ziele kamen mir zwei ſchwarzgekleidete Frauengeſtalten entgegen, die Augen noch gerötet vom allerletzten Weinen. Es waren die Mutter und die Schweſter meines armen Freundes. Seit zwei Monaten hatten ſie ein kleines

Putzgeſchäft erworben, — ich wußte, es ging ihnen gut. Aber wie ein Dieb, der nicht geſehen werden will, ſchlich ich mich zur Seite hinter eine abgebrochene Säule und ließ ſie an mir vorübergehen. Dann ſtand ich mit geſenktem Blick am grünenden Hügel, der das Irdiſche von ihm barg, und ſtarrte auf die einfache Tafel, die nichts von ſeinen Eigenſchaften erzählte, nichts von der Größe ſeines Herzens, nur Namen und Zahlen trug. Rechts durch das Grün leuchtete das glänzende Marmordenkmal eines Bankiers, deſſen Würdeſtellen im Leben in großer Goldſchrift gewiſſenhaft angeführt waren; und links pries eine große Grabſchrift die Taten eines ehemaligen Offiziers und großen Staatsmannes.

Und hier inmitten ſchlief ein viel größerer Held ungelobt, unbeſungen. „Oh, mein Freund, mein armer Freund!“ Da war es mir, als flüſterte etwas die Worte: „Bleibe ſtumm wie das Grab, um ihretwillen . . .“ Ich wankte hinweg, hinaus durch das Gittertor, begleitet vom Schlage einer Nachtigall und den letzten roten Strahlen der Sonne, die durch das Laub der Bäume ſich Bahn brachen, um auf flüchtige Augenblicke über den Hügel zu huſchen, der die letzten Reſte des ewig ernſten Humoriſten barg . . .

III.

Der kleine Dög.

Der kleine Dög war ein originelle Kauz. Wenn wir morgens zur Arbeit gingen und gewöhnlich zehn Minuten vor ſechs an der Haustür anlangten, um noch draußen auf der Straße in aller Gemütsruhe eine Pfeife zu rauchen, und dabei den Schwarm der vorüberziehenden Fabrikmädchen der nahen Garnſpinnerei paſſieren ließen, dann war es tauſend gegen eins zu wetten, daß, wie jeden Tag, ſo auch heute, auf einem der großen Eckſteine eine unförmliche, zuſammengekauerte, weiße Geſtalt ſaß und, wie weiland Ritter Toggenburg, unverwandten Blickes nach dem Manſardenfenſter des gegenüberliegenden Hauſes ſtarrte. Bei aufmerkſamer Betrachtung entpuppte ſich dieſe Geſtalt als eine menſchliche, und beim Hinzutreten konnte man in derſelben den kleinen Dög erkennen, der ſeit einer halben Stunde wieder aus demſelben

Material hergeſtellt zu ſein ſchien wie das Piedeſtal, auf dem er thronte, — ſo regungslos verrichtete er ſeine eigentümliche Morgenandacht.

Trotzdem wir nun ſchon X-mal dasſelbe Schauſpiel erlebt hatten, man alſo füglich hätte annehmen müſſen, daß die leidige Gewohnheit uns ſchließlich gegen das Gebahren Dögs gleichgültig gemacht habe, ſo mußten wir doch immer wieder in ein lautes Lachen ausbrechen, wenn wir ſeiner anſichtig wurden.

Es war aber auch ein gar ſchnurriger Anblick, der ſich jedem Vorübergehenden bot. Auf dem etwa drei Fuß hohen Prellſteine ſitzend, die Knie heraufgezogen, ſo daß die ohnehin ſchon kurze Hoſe noch kürzer wurde und dadurch ein Paar jener rieſigen, von dem Berliner Volksmunde ſchlechthin mit „Kleinkinderſärge" oder „Spreekähne" bezeichneten Schaftſtiefel bis zu den Strippen ſichtbar wurden; die langen, dürren Arme mit den großen, knöchernen Händen um die Beine geſchlungen, um dieſe am Herunterrutſchen zu hindern; den ſpitzigen Auswuchs am Rücken gegen die Mauer geſtemmt, ſo daß zwiſchen ihm und der Erde eine lange Durchſicht blieb; den etwas groß geratenen Kopf eingezogen zwiſchen den Knien, ſo daß vom Halſe faſt nichts zu ſehen war, — alles das gab eine Fi-

gur, die dazu geſchaffen war, ſelbſt die hartnäckigſten Lachmuskeln in Bewegung zu ſetzen.

„Hu, da ſitzt der Kobold wieder!“ pflegten die Mädchen beim Vorübergehen zu ſagen und gingen lachend nach der anderen Seite. Tat aber eins je dieſen Ausſpruch und ſah dann unwillkürlich in das Geſicht dieſes Kobolds, dann verſtummte das Lachen, und die ſpöttiſchen Worte, die noch folgen ſollten, blieben in der Kehle ſtecken; und es war gewiß, daß am andern Morgen das Mädchen nur deshalb auf derſelben Seite blieb, um noch einmal das Geſicht zu erſchauen, aus dem ſie geſtern zwei große Augen ſo melancholiſch angeblickt hatten.

Als hätte die Natur dem Menſchen beweiſen wollen, wie es in ihrer Macht läge, die abſonderlich häßlichſten Dinge dicht neben die Gebilde der Schönheit hinzupflanzen, ſo hatte ſie auch dem kleinen Dög zu ſeiner Mißgeſtalt ein Antlitz gezaubert, das die Engel geküßt haben würden, wenn dieſelben eines Tages auf der bekannten Leiter zu uns Sterblichen herabgeſtiegen wären.

Klaſſiſch ſchön war nun das Geſicht eigentlich nicht, aber es war mehr als das: es war intereſſant, und jeder, der es ſah, mußte ſich ſagen, dasſelbe ſchon irgendwo einmal geſehen zu haben, mit einem Worte: unſer Dög hatte einen Chriſtuskopf von

ganz wunderbarer Schönheit. Faſt klingt es lächerlich, den Kopf einer kleinen, verwachſenen Mißgeſtalt mit dem Haupte des Heilands zu vergleichen; aber es war nun einmal nicht zu ändern, — es war wirklich ſo.

Das waren ganz dieſelben Züge, die der geniale Correggio auf ſeinem berühmten Bilde wiedergegeben hat: dieſelben großen, ernſt blickenden Augen, derſelbe ſchmale, aber edel gehaltene Mund, derſelbe feine Teint, dieſelbe Fülle brauner Locken, nur daß die Naſe nicht ſo ſchief war, wie ſie der große italieniſche Meiſter aus einem bisher unbekannten Grunde zu ſchaffen für gut befunden hatte.

Man konnte das Geſicht fortwährend anſchauen, ohne dabei müde zu werden, aber die Geſtalt — die Geſtalt! Wenn nur die verwünſcht komiſche Geſtalt nicht geweſen wäre, bei deren Anblick jede Illuſion zerſtört wurde!

Wie in jeder Werkſtatt gewöhnlich immer einer iſt, der „herhalten“ muß, ſo hatten auch die Geſellen des ehrbaren Tiſchlermeiſters Soundſo ſich den kleinen Dög als Zielſcheibe ihrer Witze auserſehen.

Dög war fromm, ohne jedoch zur Sippſchaft der ſogenannten „Augenverdreher“ zu gehören. Er

war im Waiſenhauſe erzogen und hatte ſeine Eltern nie gekannt. Ob nun ſeine Erziehung in jener Anſtalt ſchon den Keim zu ſeinem Pietismus gelegt hatte, oder ob er wie jeder Menſch, der mit einem natürlichen Fehler behaftet iſt, ebenfalls ſeine Eigenheiten hatte — kurzum, unſer Dög war Mitglied faſt ſämtlicher „Jünglingsvereine", „Bibelvereine", „Evangeliſcher Kirchenbauvereine", „Miſſionsvereine", „Bekleidungsvereine für arme Hottentotten-, Kaffern- und Findelkinder" und ſo weiter und ſo weiter.

Nichts war daher natürlicher, als daß er für die Ideen der chriſtlichen Brüderlichkeit Propaganda zu machen verſuchte, alſo auch uns bei jeder Gelegenheit die Sündhaftigkeit dieſer Welt vor Augen hielt. Doch tat er dies, wie geſagt, nicht aus zelotiſchem Glaubenseifer, ſondern nur ſeinem Drange folgend, Gutes zu ſtiften. Der arme Dög hatte ja niemanden auf der Welt, der ihn ſüß beim Namen nannte, an deſſen Bruſt er ſich hätte ausweinen können, deshalb ſuchte er Troſt im Worte deſſen, mit dem er Ähnlichkeit hatte. Die Stiche der Dornenkrone fühlte er täglich in ſeinem eigenen Herzen.

Originell war es, mit welcher Zähigkeit er ſeine Miſſion verfolgte. Traktätchen trug er ge-

wöhnlich immer dutzendweise bei sich; er wußte sie immer aufs neue an den Mann zu bringen. Als er aber fortwährend sehen mußte, wie sie ungelesen zu sehr prosaischen Zwecken verwendet wurden und ihm nur Spöttereien einbrachten, kam er auf einen vortrefflichen Gedanken.

Wenn der „Junge" Frühstück holte, lief er ihm auf halbem Wege entgegen, nahm ihm den Kasten ab und verstand es, ihn noch mit irgendeinem Auftrage fortzuschicken. Währenddessen nun mußten seine Bücher der „wunderbaren Bekehrung eines dem Teufel verfallenen Matrosen" oder der „Reue und Buße eines hartgesottenen Verbrechers" als Emballage herhalten, und so kam es denn, daß dem Braunschweiger seine Leberwurst, dem Thüringer seine Rotwurst, dem Bremer sein Pökelfleisch und dem Berliner sein Kuhkäse aus gar andächtiger Hülle entgegenlächelte. Der kleine Dög kannte seine Pappenheimer und wußte genau, daß der Arbeiter nie eifriger liest als bei seinem Frühstück, und daß in Ermangelung anderer Lektüre kein Buchstabe des Wurstpapieres sicher ist, doppelt gelesen zu werden. Lachen mußten wir doch und die Idee anerkennen, was Dög nicht wenig schmeichelte.

„Nur langsam, 's wird schon noch werden mit euch," pflegte er zu sagen und strich sich wohl-

gefällig ſeinen Chriſtusbart. Sanft, wie er immer war, ſelbſt wenn er furchtbar verulkt wurde, konnte man ihn doch in den ſchrecklichſten Zorn verſetzen, wenn man ihm einen kleinen Schnaps anbot. Nichts war ihm widerlicher als der Branntwein, und ſo kündete er denn auch eines Abends uns pathetiſch an, daß er nächſtens in den „großen Mäßigkeitsverein" eintreten werde, um nun auch gegen den Moloch, den man Alkohol nennt, zum Heile der Menſchheit zu wirken. Und richtig, nach ein paar Wochen fanden wir neben unſeren gewohnheitsmäßigen Traktätchen einen großen, von irgendeinem Färbergeſellen kolorierten Bilderbogen vor, die Entſtehung und Folgen des Alkoholgenuſſes darſtellend.

Auf der einen Seite eines Felſens goſſen ſchwarzfellige Teufel ſiedendes Waſſer in einen mächtigen Feuerſchlund, andere trugen glühende Kohlen herbei und brachten Getreide und ähnliche Zutaten. Auf der andern Seite, aus einem rieſigen Löwenrachen, floß das Höllengebräu in mächtigen Strömen als fertiger, heller Branntwein heraus, an dem ſich ein unentwirrbarer Menſchenknäuel erquickte oder — betrank, je nachdem. Weiterhin ſah man endlich die Folgen des Genuſſes. Männer ermordeten ihre Frauen, Frauen brachten

ihre Männer um; Kinder verhöhnten ihre Eltern, Eltern massakrierten ihre Kinder, und dazwischen der bekannte Helm des Schutzmanns, im Hintergrunde der Molkenmarkt. Es war ein grausiges Bild mit der Firma: Evangelischer Mäßigkeitsverein.

Dög versprach sich von diesem Bilde natürlich eine großartige Wirkung, was aber den gemütlichen Bremer nicht abhielt, heute ausnahmsweise „ſ—tatt ſ—wach, ſ—tark zu trinken", worüber der arme Dög beinahe geweint hätte.

„Sei nur ſ—till, kleiner Dög, in der Bibel ſ—teht, Wasser tut's freilich allein nicht, aber der S—piritus," tröstete der Bremer und nahm einen derben Schluck. Der Braunschweiger fing das Lied vom buckligen Schneider an zu singen, der Thüringer von „Hans Tolpatsch", und der Berliner meinte, es sei ihm immer noch unverständlich, weshalb sie den kleinen Dög nicht zur Garde ausgehoben hätten, worauf ein heidenmäßiges Gelächter erfolgte. Und so war nun der arme Kerl wieder mitten drin im Fahrwasser und konnte doch nichts dagegen machen, als höchstens still zu schweigen und anfangen zu sägen, damit er nichts höre. —

Der Braunschweiger, der seine Nase überall

hinſteckte, hatte — weiß Gott durch welchen Zufall — unlängſt einmal wieder in der Bibel die Geſchichte vom König Saul geleſen und im 22. Kapitel erſten Buches Samuelis die Stelle gefunden, wo Saul durch ſeinen Oberſten der Hirten, den Edomiter Dög, die fünfundachtzig Prieſter ermorden läßt, die dem David Obdach gewährten. Das war friſches Waſſer auf die Mühle zum Foppen.

Am andern Tage zur Frühſtückszeit zog er eine furchtbar große Bibel hervor und machte ſich mit der ernſteſten Miene der Welt daran, ſich in ihren Inhalt zu vertiefen. Kaum ſah Dög dies, als ſein Geſicht von einem Hoffnungsſchimmer verklärt wurde. So leiſe, als ſeine Unbeholfenheit es ihm geſtattete, ſchlich er ſich auf den Zehen zum Braunſchweiger und ſah ihm über die Schultern, unwillkürlich die Hände faltend. Der Thüringer wollte irgendeine Bemerkung machen, aber der Bremer rief ihm zu: „Sei doch ſ—till, ſieh doch, wie er daſ—teht.“ Und es war wirklich ein wunderbarer Anblick, ihn ſo anzuſchauen. Die Vormittagsſonne fiel ſchräg durch das Fenſter und warf ihre Blitzlichter auf die Locken ſeines Hauptes, ihn wie mit einem Glorienſchein umgebend. Den Mund halb geöffnet, die Augenlider niedergeſchlagen, ſo daß die langen, ſchwarzen Seidenwimpern voll

zur Geltung kamen, glich er in diesem Augenblick ganz jenem Bergprediger, der einst das Evangelium der Nächstenliebe verkündete. Man übersah dabei den Buckel samt den krummen Beinen und hatte nur Augen für diesen Kopf. Selbst der Berliner, der ewig einen losen Mund hatte, fühlte sich ergriffen und machte ein ernstes Gesicht.

Leider zerstörte der Braunschweiger, der sich an diesem Anblicke nicht erfreuen konnte, weil er dem kleinen Dög den Rücken zukehrte, durch seine prosaische Bemerkung in der nächsten Minute die schöne Illusion wieder.

„Du, Dög, sag' mal, wo hast du denn die vierundachtzig leinenen Röcke verschachert, die du den Philistern abgenommen hast, nachdem du sie ermordet hattest? Mach' nur keine Flausen, einen davon trägst du ja heute noch."

Der kleine Dög war ganz verdutzt, und wir mußten über sein plötzlich verändertes Aussehen lachen. Er sah bald uns, bald seinen kastanienartigen, langen Leinwandrock an, den er stets zu tragen pflegte. Der Braunschweiger fuhr fort:

„Hm, hm, das kommt mir ganz verdächtig vor. Ich habe dich immer für so einen halben Juden gehalten, der verschiedene Jahrtausende alt ist. Hier steht's ja ganz deutlich, pass' auf: „Da

ſprach der König zu Dög: Wende du dich und erſchlage die Prieſter. Dög der Edomiter wandte ſich und erſchlug die Prieſter, daß des Tages ſtarben fünfundachtzig Männer, die leinene Leibröcke trugen.“

„Pfui, Dög, das iſt aber ſchlecht von dir, daß du ſo den Jeſuiten 'rausbeißen kannſt. Spielſt immer den Frommen und biſt dabei reif für den Staatsanwalt. Sage bloß, welcher Anreißer vom Mühlendamm hat dir die Röcke abgenommen?“

Aber der kleine Dög hörte gar nicht darauf. Sein Auge heftete ſich ſtarr auf die Stelle in der Bibel und las ſie wieder und immer wieder. Dann klatſchte er vergnügt in die Hände und fing an, ſich um ſich ſelbſt zu drehen, ſo daß die Ähnlichkeit mit einem tanzenden Eisbären zweifelsohne war.

„Aber Dög, ſo ſ—teh doch ſ—tille, die ganze S—tube wackelt ja,“ ſagte der Bremer und tat den letzten Zug aus ſeiner Flaſche.

Der Berliner nahm eine Leiſte und fing im Ausruferton an:

„Hier, meine Herren, iſt zu ſehen der große Eisbär, er hat fünfundachtzig Philiſter ums Leben gebracht, ehe er gefangen wurde, jetzt tanzt er Kankan.“

Aber Dög wurde nicht irre und tanzte ruhig weiter. Endlich blieb er ſtehen und begann leuchtenden Auges:

„Habt ihr's nun alle gehört? Ich, der kleine Dög, bin der letzte Nachkomme des großen Edomiters Dög. Mein Geſchlecht iſt dreitauſend Jahre alt. Morgen werde ich mich nach meinem Wappen umſehen.“ Dann machte er eine Pauſe und kicherte in ſich hinein: „Hihihi — wahrſcheinlich bin ich nun auch mit dem König Saul verwandt, hihihihi. Ich hab's immer geſagt, daß ich aus guter Familie ſtamme, hihihihi, aus einer Beamtenfamilie hihihihi.“ Er drehte ſich abermals im Kreiſe.

„Nachtwächter iſt auch Beamter,“ bemerkte der Berliner, und der Bremer fügte hinzu: „Das ſ—timmt; mein Vater ſ—tand auch in ſ—tädtiſ—ſen Dienſten als Laternenanſ—tecker, die ſ—tehen auch im Beamtenrang.“

Wenige Tage darauf fanden wir an unſern Plätzen ſauber ausgeführte Viſitenkarten mit der Aufſchrift: „Balbamus Dög. Letzter Nachkomme des Dög, Edomiters.“ Und unten links in der Ecke: I. Samuelis, Kapitel 22, Vers 9—18.

Wochen waren wieder vergangen. Nach wie vor nahm der „Edomiter“, wie Dög jetzt genannt wurde, ſeine Bekehrungsverſuche vor, bis plötzlich

eines Morgens zu unſer aller Erſtaunen die Traktätchen ausblieben.

Es mußte etwas ganz Merkwürdiges mit unſerm Kleinen vorgegangen ſein, daß er auf einmal ſo ganz ſein Benehmen ändern konnte. Selbſt ſeine täglichen Ergüſſe zum Heile der allein ſeligmachenden Kirche blieben aus, und ſo verhielt er ſich den ganzen Tag über ſtill und wich allen Fragen aus.

Das war der erſte Tag, an dem der kleine Dög anfing, draußen auf dem Prellſtein ſeinen Ritter Toggenburg zu ſpielen.

Und als nun wie immer, ſo auch heute, der Bremer ihn fragte: „Dög, in welchen Teef—tullenverein gehſt du denn heute?“ und der Kleine ihm kurz antwortete: „In gar keinen,“ da hatte das Erſtaunen ſeinen Höhepunkt erreicht.

Das war unerhört, daß der Edomiter ſelbſt eine fromme Sitzung ausfallen laſſen konnte. Wir ſannen hin und her über das Motiv ſeines plötzlichen Geſinnungswechſels, bis endlich der Braunſchweiger, der alles austiftelte, mitten im Hobeln innehielt, den Finger an die Naſe legte und „hm, hm,“ machte, ſtill vor ſich hinlächelnd.

Dann rief er uns zu ſich herein und flüſterte leiſe:

„Ich hab's, Kinder, ich hab's — ich hab's

wirklich. Habt ihr heute früh bemerkt, wie der kleine Dög auf dem Steine saß und fortwährend nach dem Mansardenfenster schielte?"

„Gewiß haben wir es bemerkt, aber was hat denn das damit zu tun?"

„Sehr viel, Kinder, sehr viel — paßt auf. Dort oben wohnt die hübsche Putzmacherin, die neulich hier war und den Stuhl zum Leimen brachte; ein sehr fleißiges Mädchen, um fünf Uhr sitzt sie schon am Fenster und arbeitet. Kalkuliere also weiter, — hört's mit Andacht: der kleine Dög ist verliebt, rasend verliebt, sage ich euch."

Das war zu viel für uns! Schon der bloße Gedanke, die kleine Mißgestalt unseres Dögs möglicherweise an die Seite der wunderbar schönen und schlanken Blondine versetzt zu sehen, enthielt so viel Närrisches für uns, daß wir unisono in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

„Braunſ—weiger, du machst wieder 'n ſ—lechten Witz," sagte der Bremer und hielt sich dabei den Bauch.

„Was ich euch sage, — es ist so. Paßt auf, morgen sitzt er wieder so da."

Und der Braunschweiger hatte recht. Am andern Tage dieselbe Situation unseres Edomiters; und so ging das jeden Tag weiter. Daß das schöne

Mädchen da oben dieſe ſtumme Anbetung ſchließlich bemerken mußte, lag klar auf der Hand; wie es die Verehrung aufnahm, war uns noch unbekannt.

Der kleine Dög war von nun an für uns wie neugeboren. Nicht nur, daß die Traktätchen nach wie vor ausblieben, es war auch erwieſen, daß er ſeit dem Tage keinen Verein mehr beſuchte, denn auch nach Feierabend ſaß er oft ſtundenlang auf ſeinem Poſten und lugte aus.

Aber es kam noch beſſer.

Eines Nachmittags, als gerade eine minutenlange Pauſe im Hämmern, Sägen und Hobeln eingetreten war, begann plötzlich in der hinterſten Ecke eine bekannte Stimme ein Lied zu ſingen.

Da ſtreiten ſich die Leut' herum
Wohl um den Wert des Glücks,
Der eine heißt den andern dumm,
Zuletzt weiß keiner nix;
Da iſt der allerärmſte Mann,
Dem andern viel zu reich,
Das Schickſal ſetzt den Hobel an
Und hobelt alle gleich —

klang es aus Raimunds „Verſchwender" in wunderbar hellen und reinen Tönen an unſer Ohr.

Der Braunſchweiger wollte ſich gerade die Pfeife anzünden, hielt aber den Fidibus ſtatt ins

Pfeifenloch daneben und verbrannte ſich die Finger. Der Thüringer riß den Mund weit auf und machte ein furchtbar dummes Geſicht. Der Bremer und der Berliner aber, die eben im Begriff waren, ein langes, ſchweres Brett auf zwei Böcke zu legen, waren ſo ſtarr vor Entſetzen, daß ſie das Brett glücklich daneben fallen ließen, was einen furchtbaren Skandal abgab. Daß der kleine Dög auch ſingen konnte, und noch dazu ſo herrlich, das war das Unerhörteſte, was je in der Werkſtatt des ehrbaren Meiſters Soundſo paſſiert war. Es dauerte einige Minuten, ehe wir das Entſetzliche begreifen konnten, dann aber wurde der Sänger von vier Seiten umringt.

„Liebſter, guter Dög," hob der Braunſchweiger an, „die ‚goldene Lyra' kann ſchon ſeit zwei Monaten keinen erſten Tenor bekommen, wie wär's, wenn du —"

„Nein," unterbrach ihn der Thüringer, „was recht iſt, muß recht bleiben, die ‚Deutſche Pauke' geht vor, wir können ſchon ſeit zwei Jahren keinen finden, beſter, einziger Dög, du weißt, ich hab's immer gut mit dir gemeint —"

„Dög, du wirſt doch nicht etwa auf ſolche Dummheiten hören," fiel jetzt der Berliner ein, „das ſind ja die reinen Saufvereine! Komm' zu

uns nach der ‚roten Schleife‘, da findeſt du lauter gebildete Leute; ſei vernünftig, Dög, du wirſt Aufſehen machen bei unſeren Damen.“

„O, lieber, goldener Dög,“ beſchloß der Bremer mit faſt weinerlicher Stimme, indem er den Kleinen umhalſte, „ſei nicht ſ—lecht, komm’ lieber nach der ‚blauen S—leife‘. Wir ſind jetzt vierzig Mitglieder, alles nüchterne Leute. S—naps wird dort gar nicht getrunken, das ſ—teht extra in den S—tatuten. O, lieber Dög, ich habe immer auf deiner Seite geſtanden, wenn ſie dich gefoppt haben, komm’ zu uns nach der ‚blauen S—leife‘.“

Es war wunderbar. Was keine andere Macht vermocht hatte, das hatte die Macht des Geſanges zuwege gebracht. Goldene Lyra, deutſche Pauke, rote und blaue Schleife ſtritten ſich weiblich um die Ehre, Baldamus Dög den Ihren nennen zu dürfen.

Dög hatte mit einem Male ſeinen Höcker verloren. Die Beine waren nicht mehr krumm, die Arme nicht mehr zu lang, der Kopf nicht mehr zu groß, Hände und Füße nicht mehr ungeſchickt. Alles dies ſahen wir nicht mehr. Die Mißgeſtalt war plötzlich verſchwunden, und vor unſeren Augen ſtand nur noch der neue ideale Dög, der plötzlich zum Helden unſerer vier Wände geworden. Und

alles, alles nur deshalb, weil er so wunderbar, so ganz wunderbar singen konnte. Das waren Töne, so weich, so recht zum Herzen dringend, wie sie ein Sänger nur hervorbringen kann, der — nun, der in der Lage unseres Dög ist, verliebt zu sein bis über die Ohren; dem jeder Ton ein Aufschrei seines Glücks, seiner Wonne ist, dem die Triller wie Honigseim über die Lippen fließen und jedes Wort eine Welt von Gedanken der Brust entführt.

Es dauerte gar nicht lange, so hatte der kleine Dög sich überreden lassen, mit im Quartett zu singen, und als nun in gar herrlichem Takt „der liebe Gott geht durch den Wald" hinaus auf den Hof schallte, da öffneten sich die Fenster, und alles lauschte in stummer Andacht der innigen Melodie. Eben war der Refrain beendet, als es draußen klopfte und fünf kräftige Stimmen zu gleicher Zeit „herein" riefen. Die Tür öffnete sich, und Elise Rathmann, die schöne Blumenmacherin, trat herein, einen kleinen Kasten unterm Arm tragend. Ein Schemel stand in dem schmalen Gang, Baldamus Dög sprang eiligst herbei und wollte ihn wegnehmen, die Passage frei zu machen, stieß aber dabei mit seinem Buckel gegen die Hobelbank und fiel hart zu Boden. Der arme Dög! Er hatte es doch so gut gemeint, und nun mußte er sich wieder

lächerlich machen. Er wurde feuerrot und ſtammelte etwas wie von einer Entſchuldigung und er könne nicht dafür, daß er ſo unbeholfen ſei, er meine es aber immer gut, was einen unbeſchreiblich rührenden Eindruck auf die ſchöne Eliſe zu machen ſchien, denn ihre Lippen zitterten, als ſie begann:

„O bitte, das hat gar nichts zu ſagen, wenn das Herz nur gut iſt.“

Der Berliner ſah uns wieder an, als wollte er bemerken: Habt ihr gehört, — die redet vom Herz, die ſcheint ihn wieder zu lieben. Dann nahm er ſeine Pfeife aus dem Munde, und als älteſter Geſelle, der den Meiſter zu vertreten hat, brachte er einen konfuſen Satz zum Vorſchein, der eigentlich die Frage nach dem Begehr des ſchönen Beſuches enthalten ſollte, aus dem aber heute kein Menſch klug wurde. Die blonde Blumenmacherin hörte aber gar nicht auf ihn, ſondern ſchien nur allein Intereſſe für den kleinen Dög zu haben. Sie zeigte ihm den Kaſten und ſagte mit reizendem Lächeln: „Das eine Scharnier an dem Deckel iſt losgegangen, würden Sie wohl ſo freundlich ſein und es wieder in Ordnung bringen? Aber bitte, — ſchicken Sie ihn mir hinüber, oder vielleicht kommen Sie ſelbſt, denn Mutter iſt willens, ſich ein neues Küchenſpind machen zu laſſen, möchte

aber erſt mit jemandem darüber ſprechen. Sie wiſſen doch unſere Wohnung?“ ſetzte ſie dann hinzu, den kleinen Dög ſo ſchelmiſch anſchauend, daß der Thüringer hätte berſten mögen vor Neid, wie er nachher erzählte. Dann empfahl ſich die ſchlanke Blondine. Als ob der kleine Dög nicht wüßte, wo ſie wohnte. Welche Frage!

Die übrige Zeit desſelben Tages und den ganzen andern war mit dem kleinen Dög nichts anzufangen. Er ſchoß Purzelbäume und ſang eine ſolche Menge Liebeslieder, daß der Braunſchweiger während dieſer Zeit eine ganze Schachtel Streichhölzer zu ſeiner Pfeife verbrauchte, denn bei jedem neuen Liede war ſie ihm vor Überraſchung ausgegangen.

Wohl ein dutzendmal ſchraubte Dög das losgegangene Scharnier feſt, und ebenſo oft machte er es wieder los. Es wollte ihm nie gut genug ſitzen. Als Zugabe polierte er den Kaſten noch einmal auf, bis er denn endlich mit zufriedener Miene ſein Werk betrachtete, dasſelbe Werk, das ihm die längſt erſehnte Möglichkeit brachte, ihr, und wären es auch nur wenige Minuten, allein in die Augen ſchauen zu können, ihre Stimme zu hören, an ihrem Anblick ſich zu berauſchen und den Wonnetrank der erſten Liebe durch ihre Nähe

ſich zu verſüßen, denn daß Dög den Kaſten ſelbſt hinübertragen würde, war ſelbſtverſtändlich.

Dög wohnte nicht weit von unſerer Werkſtatt. Am andern Tage machte er mit Erlaubnis des Meiſters eine Stunde früher Feierabend und ging nach Hauſe, um Toilette zu machen. Es dauerte gar nicht lange, ſo trat er wieder herein, um ſeinen Kaſten zu holen; der Anblick, der ſich jetzt darbot, war der komiſchſte, den man ſich denken kann.

Ein hoher, altmodiſcher Zylinder, der zu tief ins Geſicht gerutſcht war, ließ die ungeheuer breite Krempe zu beiden Seiten tief herunterhängen, als trauerte er über ſein Schickſal, das ihn beſtimmte, weiß Gott zum wievielten Male! aufs neue einem vom Liebesfieber erhitzten Gehirn als Angſtröhre dienen zu müſſen. Der weiße Kaftan hatte einem langen ſchwarzen Rock, ſogenannten Hackenwärmer, weichen müſſen, aus dem der Höcker wie eine Inſel im Schwarzen Meere hervorragte und der zum Weiterrutſchen immer mehr Neigung empfindenden hinteren Hutkrempe als probate Widerſtandskraft ſich zeigte. Die engen Beinkleider von dito Stoff ſchienen keinen andern Zweck zu haben, als die X-Beine noch krummer zu machen und die rieſigen Füße noch größer erſcheinen zu laſſen, die heut' allerdings in ein Paar Stiefeln ſteckten,

deren Glanz zeigte, daß die Patentwichſe nicht geſpart worden war. Rieſige Vatermörder, die zwei Eisbergen gleich zum Himmel ragten, und weiße Weſte, die leider oben zu wenig hatte und unten ſo lang war, daß ſie in einen ſpitzen Winkel auslief, nebſt weißen, baumwollenen Handſchuhen vollendeten den äußeren Adam des verliebten Dög.

„Donnerwetter, Dög, ſiehſt du aber fein aus!“ — „Wie die weiße Weſte hübſch ſitzt.“ — „Und der Rock dazu.“ — „Was die Beinkleider für einen hübſchen Schnitt haben“ — hallte es ihm im Durcheinander entgegen. Balbamus Dög zwinkerte mit den Augen und betrachtete ſich wohlgefällig in einem großen Trumeaux, der zum Aufpolieren angelangt war.

„Dög — zeig doch mal den Zylinder her, der kommt mir ſo bekannt vor, mir iſt's, als hätte ich ihn drüben beim Pfandverleiher im Schaufenſter ſtehen ſehen,“ ſagte der Thüringer und machte Miene, den Hut von Dögs Haupt zu nehmen.

„O, lieber Thüringer, du haſt recht, — aber laß den Hut ſitzen, ich kriege ihn nicht wieder in dieſelbe Lage, — bitte, laß ihn ſitzen,“ jammerte der kleine Dög und hielt mit beiden Händen die Kopfbedeckung feſt. Dann langte er einen großen Bogen Seidenpapier hervor, wickelte den Kaſten

behutſam ein, warf noch einen ſelbſtbewußten Blick in den Spiegel und trottete von dannen.

Am andern Morgen blieb der Prellſtein draußen vor der Haustür zum erſten Male wieder leer, aber am Abend ſah der Braunſchweiger unſern Dög abermals in feſtlicher Kleidung zur Manſardenſtube hinaufwackeln. Soviel wir auch fragten, wie der Empfang da drüben ausgefallen ſei, und ob Dög bald hoffen könne, Baldamus blieb jede Antwort ſchuldig und ſang nach wie vor ſeine Liebeslieder, nur wollte es uns ſcheinen, als wären die Lieder ſchon etwas trauriger als die ſonſtigen.

Von nun an war er der ſtete Gaſt drüben auf der andern Seite. Eine Zeitlang hatte das Foppen nachgelaſſen, als aber Dög durchaus nicht mit dem Reſultate ſeiner Liebesbeſuche heraus wollte und goldene Lyra, deutſche Pauke, rote und blaue Schleife vergeblich um die Erbeutung des neuen Tenors ſich bemüht hatten, mußte er wieder herhalten. Die Werkſtatt erzitterte aufs neue unter dem Gelächter, das jeden guten Witz begleitete.

Daß das dunkle Verhältnis Dögs zu der Blumenmacherin keine geringe Rolle daran ſpielte, war ſelbſtverſtändlich. So weh es auch dem armen Kleinen tat, er ſchluckte alles herunter und ſang

fort und fort. Aber die Lieder wurden immer trauriger und trauriger.

Eines Tages kam der Braunſchweiger ſpäter als ſonſt ganz verſtört zur Arbeit und warf ſich wie gebrochen auf einen Schemel. Er ſah leichenblaß aus und fing an laut zu ſchluchzen, ſo daß es uns allen durch die Seele ging. Seine Mutter, deren einzige Stütze er war, war in der Nacht plötzlich vom Schlage getroffen und ihm tot in die Arme geſunken. Er hatte ſie ſo lieb gehabt! Ans Sparen hatte er nicht denken können, weil er auch noch für einen kleinen Bruder zu ſorgen hatte, und ſo wußte er nun nicht, woher er ſo viel nehmen ſollte, um die Leiche unter die Erde zu bringen. Uns allen tat es weh, aber wir konnten nichts geben, weil wir ſelbſt nichts hatten. Der Lohn, den wir bekamen, reichte gerade aus, um leben zu können und den Geſchmack des Bieres nicht zu vergeſſen, wie das eben vom jungen Volk nicht anders zu verlangen iſt. Niemand von uns hatte bemerkt, wie der kleine Dög plötzlich aus der Werkſtatt verſchwunden war. Der Braunſchweiger ſchluchzte noch immer fort, als eine Hand ſich auf ſeine Schulter legte und Dög vor ihm ſtand. Er ſah erhitzt und angegriffen aus.

„Braunſchweiger, — nimm mir's nicht übel,

wenn ich dir, — aber ſieh, ich kann halt keinen Menſchen weinen ſehen, drum ſei nicht böſe, wenn ich dir —“ ſtotterte er hervor und legte dabei einen ſchmutzigen Beutel auf die Hobelbank, der dem Klange nach zu urteilen Geld enthalten mußte.

„Es ſind nur zwanzig Taler,“ fuhr Dög fort, „aber vielleicht reicht's, — weiß Gott, ich hab' nicht mehr, ſonſt würdeſt du's auch noch bekommen. Nimm es nur, Braunſchweiger, ich gebe dir's wahrhaftig vom Herzen, — du kannſt mir's wiedergeben, wenn du willſt; ich habe es nicht nötig, — ich habe ja nie gewußt, was es heißt, für eine Mutter zu arbeiten.“

Was doch der Menſch für ein Zuſammengewürfeltes von allerlei iſt, nur kein vollkommenes Geſchöpf! Da hatten wir nun den Dög im Bewußtſein unſerer Überlegenheit ſo oft verhöhnt und verlacht. Seine Mißgeſtalt war die offene Wunde, in die jeder das Salz ſeines Spottes legte, ohne zu bedenken, wie entſetzlich heiß dieſe Wunde dem armen Dög brennen mußte. Wir ſahen ſeinen Buckel, und er war uns eine Zielſcheibe des Spottes. Wir ſahen ſeine krummen Beine, und der Hohn drängte ſich bei ihrem Anblicke auf unſere Lippen; wir ſahen ſeine ungeſchickten Arme, Hände und Füße, und ſie waren uns willkommene Waffen,

um ihn lächerlich zu machen. Und während wir alles das ſahen und des Augenblicks harrten, wo ſich irgendeine neue Schwäche an ihm uns zeigen würde, da hatten wir ganz und gar vergeſſen, daß doch noch etwas an ihm war, über das wir hätten urteilen ſollen, — ſo ein ganz kleines unſcheinbares Ding, über das die leidige Menſchheit leider ſtets zuletzt, ſtatt zuerſt zu richten pflegt: das Herz. Und jetzt kam nun dieſer verhöhnte und verlachte Dög, und all den Hunderten von Peitſchenhieben, die Witz- und Spottſucht ſeine Seele fühlen ließen und ihm das Herz zuſammenſchnürten, brachte er nur eine Waffe entgegen, und dieſe war — die Liebe zu ſeinem Nächſten. Aber es waren doch unbarmherzige Schläge, die er mit dieſer Waffe austeilte. All die unzähligen Stiche, die er ſo oft empfand, ſie konnten nicht ſo tief verwunden, wie der eine Schlag, der uns traf. Wir fühlten es alle, wie die Röte der Scham uns ins Geſicht ſtieg, und wie erbärmlich, ſo ganz erbärmlich wir uns auf einmal vorkamen. Jeder ſchämte ſich, den anderen anzuſehen, und doch wußte er, daß es dieſem andern ebenſo erginge.

Nie mehr — ſelbſt nach Jahren nicht — iſt wieder ſo eine peinliche Stille während der Arbeitszeit in die Werkſtatt des ehrbaren Soundſo ein-

gekehrt, als die war, welche Dögs letzten Worten folgte. Es war so atemlos still, daß wir selbst das Ticktack der großen altmodischen Spindeluhr hörten, die ein altes Erbstück des Bremers war und am Fenster neben dem Hobelkasten hing.

Und als nun der Braunschweiger, überwältigt vom Schmerz und stumm vor Rührung, den kleinen Dög in seine Arme schloß und einen langen, langen Kuß auf seine Lippen drückte, da konnten wir nicht anders, wir mußten einer nach dem andern dasselbe tun und uns die Tränen trocknen.

Seit der Zeit war Dög dem Braunschweiger ans Herz gewachsen, und an seinen Buckel, seine krummen Beine und großen Füße hat niemand mehr gedacht.

Der Sommer war vorübergegangen, der Herbst war ihm gefolgt, der Winter hatte schon lange seinen Anfang genommen, und das Christfest stand vor der Tür.

Alles, alles freute sich, nur einer nicht, und das war der kleine gute Dög. Immer unregelmäßiger wurden in der letzten Zeit seine Besuche in der Mansardenwohnung, bis er sie zuletzt ganz einstellte.

Er sang immer weniger und weniger, und was er sang, wurde immer trauriger und trauriger.

Und eines Tages geſchah es wirklich, daß er auch ſein Singen ganz einſtellte und den ganzen Tag über ſtumm blieb wie früher. Es war auf einmal ſo öde und tot in unſerer Werkſtatt, daß der Bremer meinte, wenn das noch lange ſo fort ginge, dann müßte er wirklich krank werden.

So oft wir auch in den kleinen Dög drangen, uns ſein Herz zu erſchließen, immer nur ſchüttelte er trübe mit dem Kopfe und ſagte: „'s iſt wirklich nichts, ihr könnt euch darauf verlaſſen.“ Und dabei blieb's.

So war denn der Heiligabend herangekommen. Ans Arbeiten wird gewöhnlich an ſolchen Tagen nicht viel gedacht. Die Burſchen waren beim Aufräumen, ſo lag es ſchon in der Natur der Sache, daß wenig getan wurde.

Der Bremer und der Thüringer wollten nach Hauſe zu ihren Eltern fahren, um dort die Feiertage zu verbringen, und ihre Gedanken waren daher mehr in der Heimat als bei ihrer Arbeit. Der Berliner baute noch an einem Toilettenkaſten, den er ſeiner Braut ſchenken wollte, und der Braunſchweiger ſchlug ſich eine „Hutſche“ zuſammen, die für den Weihnachtsbaum beſtimmt war, den er ſeinem kleinen Bruder ausputzen wollte.

Über alle war bereits jene Weihe gekommen,

der ſich an dieſem Tage niemand entziehen kann. Nur der kleine Dög ſchien davon eine Ausnahme zu machen. Nichts hinderte ihn, heute ebenſo fleißig zu ſein als ſonſt. Er ſtand hinten in ſeiner Ecke und hobelte ſo, daß ihm der Schweiß von der Stirn rann. Faſt ſchien es, als hätte nichts mehr auf der Welt Freude für ihn. Dem Braunſchweiger mußte wohl gerade dieſer letzte Gedanke gekommen ſein, denn er legte plötzlich den Hammer beiſeite und ſah ſich nach ſeinem kleinen Freund um. Vielleicht las er auch in der Seele Dögs etwas, das ihn daran erinnerte, wie verlaſſen ſich ſein Kamerad gerade heute fühlen mußte, wo alles glücklich war, nur er allein nicht. Er ging zu Dög hinüber und ſetzte ſich vor ihm auf die Hobelbank.

„Dög," begann er, „darf ich eine Bitte an dich richten?"

„Sag's nur, Braunſchweiger, wenn ich ſie erfüllen kann, dann tu' ich's gern."

„Dann komm' heute zu uns nach unſerer Wohnung, mach' keine Widerrede, es hilft nichts, du mußt kommen. Sieh — du ſtehſt ſo allein da in der Welt, und ich bin eigentlich noch in ſo großer Schuld bei dir, du weißt doch von damals, — ich werde dir das nie ganz vergelten können, alſo tu mir ſchon den Gefallen und komme zu uns.

Unſere Nachbarin hat Karpfen für uns mitgekocht, wir brauen uns einen ordentlichen Punſch dazu und feiern den Heiligenabend nach Herzensluſt. Du kommſt alſo, topp — ſchlag ein."

„Oho — Braunſchweiger, ſo ſchnell geht das nicht!" Der Berliner war mit einem Satze an der Seite der beiden und riß die Hände, die ſich eben zum Handſchlag verſchlingen wollten, auseinander.

„Der Dög gehört heute mir. Du wirſt mir das nicht übelnehmen, Braunſchweiger, aber 's geht halt wirklich nicht anders. Seit einer Woche habe ich ſchon den Plan gefaßt, den Dög bei mir zu ſehen; daß du mir zuvorgekommen biſt, iſt mir gar nicht recht. Aber es iſt noch nicht zu ſpät, meinſt du nicht auch, Dög? Der Braunſchweiger wird ſchon zurückſtehen, und du biſt heute mein Gaſt. Schlag mir's nicht ab. Es iſt daheim ſchon alles darauf eingerichtet, und die Hauptſache iſt, ſieh, — ich habe meiner Braut ſchon ſo viel von dir erzählt, ſie möchte dich gern ſingen hören, und —" Der Berliner kam nicht weiter. Der kleine Dög nahm den Hobel, den er noch immer in den Händen hielt, und ſchleuderte ihn plötzlich mit ſolcher Gewalt gegen die Wand, daß das Eiſen herausflog. Dann lachte er wild auf.

„Hahaha — ſingen hören! Ich ſoll immer nur ſingen, um euch die Zeit zu vertreiben! Was kümmert euch mein Geſang, — ich will nicht mehr ſingen, hört ihr's? Ich will nicht mehr ſingen! Deine Braut will mich hören? Das glaube ich, — aber ich will keine glückliche Braut mehr ſehen, nie mehr! Habe ich der da drüben nicht genug vorgeſungen, die ſchönſten Lieder? Das iſt auch eine glückliche Braut, aber der arme Dög wußte es nicht, — natürlich wußte er es nicht; aber geſungen hat er doch immer, ich ſage euch, die ſchönſten Lieder, — ich habe ſie auch geliebt, deshalb habe ich nur geſungen. Aber gelacht hat ſie, als ich ihr's geſagt habe. Sie hat nur Mitleid mit mir gehabt, mit dem buckligen Dög, weiter nichts. Und das wollt ihr auch haben, — aber ich ſage euch, wer es noch wagt, Mitleid mit mir zu haben, den — den zermalme ich, ſo wahr Gott lebt!" Als er jetzt ſo daſtand, da ſchien er um einen halben Fuß größer geworden. Die Lippen hatte er feſt aufeinander gepreßt, und ſein ſonſt bleiches Geſicht war noch fahler geworden, ſo daß die dunkeln Augen wie zwei ſchwarze Punkte aus ihren Höhlen hervorſtarrten. Die Hände hatte er krampfhaft geballt, als wollte er wirklich in der nächſten Minute ſein letztes Wort wahr machen.

Der Berliner und der Braunſchweiger traten unwillkürlich einen Schritt zurück. Der Thüringer, deſſen Gedanken irgendwo in einem Winkel ſeines ſchönen Ländchens weilten, war mit einem Schlage wieder in die rauhe Wirklichkeit verſetzt, und dem Bremer ſah man's deutlich an, daß ihm der Schreck in alle Glieder gefahren war. Durch eine geſchickte Wendung richtete er es ſo ein, daß die breite Geſtalt des Thüringers ihn ganz unſichtbar machte.

„Du — Thüringer," flüſterte er ſeinem Nachbar zu, „tue mir den einzigen Gefallen und ſ—teh mir bei, wenn er wirklich ſo ſ—lecht ſein könnte, uns zu zermalmen. Wer hätte das gedacht von dem Kleinen, aber ſ—tille Waſſer ſind tief. Ich ſage dir, — die unglückliche Liebe macht den Menſchen rieſig ſ—tark und treibt ihn, ich mag's nicht ausſprechen — zum Mord. Man hat Exempel von Beiſ—pielen, — in meiner Vaterſ—tadt iſt es ſogar einmal paſſiert, du kannſt mir's wirklich glauben, — wo ſo 'n verliebter Kauz, weil ſeine Liebe verſ—mäht wurde, mitten während der Hochzeit das Brautpaar totſ—lug und alles dazu, was ſich ihm entgegenwarf. Nachher hatte er noch den Mut und trank auf das Wohl des toten Brautpaares den ganzen Wein aus. So

ſ—tark ſind dieſe Art Leute, — du kannſt mir's wirklich glauben. S—teh mir alſo bei, Thüringer, ich bin der ſ—wächſte von euch allen."

Aber der Bremer hätte gar nicht mehr zu jammern brauchen, denn mit dem Mut des kleinen Dög war es auch im nächſten Augenblick vorbei. Er wollte ſeinem Herzen einmal ordentlich Luft machen, und das hatte er auch erreicht. Er ergriff die Hand des Berliners und ſagte in faſt ſanftem Tone, aber immer noch mit zitternder Stimme:

„Erſchrick nicht, es iſt ſchon vorüber, ſei nur wieder gut. Du haſt ja keine Schuld an alledem, aber ich bin ein Narr, und mir geſchieht ſchon ganz recht, wenn ihr mich nachher auslacht."

Er machte eine Pauſe, dann fuhr er fort:

„Seht, — ihr könnt alles von mir verlangen, aber daß ich ſingen ſoll, das verlangt nicht mehr. Es iſt halt alles tot bei mir, meine Liebe, mein Geſang — alles, alles. Den kleinen Dög mag niemand ſeines Buckels willen, und doch, wahrhaftig — ich bin ſo 'n guter Kerl." Er ließ ſich auf den Schemel nieder und barg ſein Geſicht in die Hände.

Wir alle empfanden ein tiefes Mitleid mit dem kleinen Dög, wenn wir ihm nur hätten helfen

können! Aber gegen unglückliche Liebe wußte selbst der Braunschweiger kein Rezept, der doch eigentlich der Schlaueste von uns allen war. Er konnte nur seinen Freund trösten und ihn schließlich abermals bitten, den Heiligabend bei ihm zu verleben, was denn Dög auch endlich versprach. Aber er meinte, er würde einen gar traurigen Gast abgeben.

Der kleine Dög schlummert heut' längst unterm kühlen Rasen; weit draußen, außerhalb der Tore Berlins, wo das tausendfältige Geräusch der Riesenstadt spurlos verhallt, hat er seine Ruhe gefunden.

Der Ortsverein der Tischler hat ihm das letzte Geleit gegeben und unser braver Meister dafür gesorgt, daß der Sarg mit Blumen überschüttet wurde. Die Kinder im Hause, ihre Eltern, die Nachbarn — alle, alle brachten sie Blumen und Kränze für den toten Sänger. Wir alle haben geweint. Als nun zum Schluß „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden", die Luft durchzitterte, wollte es uns schier dünken, als wäre alles nur ein Traum, und der gute Bremer wäre am liebsten gleich auf dem Kirchhof geblieben.

Der Braunschweiger konnte es nie vergessen, was sein kleiner Freund an ihm einst getan hatte.

Sonntags, wenn er das Grab ſeiner Mutter beſucht, dann beſucht er auch noch ein zweites, und ſeiner liebenden Hand iſt es zu verdanken, daß der Hügel noch nicht zertreten iſt.

Wenn der Sommer kommt, der Jasmin duftet und die Nachtigall ihre Triller ſchlägt, dann belegt er das Grab mit friſchem Raſen, und die Roſen, die er gepflanzt, fangen die Tränen auf, die ihm dabei über die Wangen rieſeln, und laſſen ſie als Tautropfen auf den grünen Hügel fallen. Ein einfacher Grabſtein mit der Aufſchrift: „Hier ruht mein Freund, der kleine Dög,“ bezeichnet die Stelle, wo die Hülle des armen verwachſenen Mannes liegt, der einſam durchs Leben ging, der ſo oft verhöhnt wurde und doch das hatte, was ihn groß und edel machte: ein warmes, opferfreudiges Herz.

IV.

Sie liebt die Kinder.

Frau Roſa iſt eine in den Salons gewiſſer Kreiſe der Berliner Geſellſchaft, in denen man mit Vorliebe literariſchen und künſtleriſchen Neigungen huldigt, ſehr bekannte Perſönlichkeit. Ein beſtimmter Teil der Männerwelt pflegt ſie ganz beſonders zu umſchwärmen, um ihre Gunſt zu erringen. Sie iſt eigentlich nicht gerade ſchön zu nennen, beſitzt keine junoniſche Geſtalt, welche durch ihre bloße Erſcheinung ſchon die Blicke der Männer zu feſſeln vermag, um den Neid der Frauen zu erwecken.

Frau Roſa iſt im Gegenteil ein ſehr zierlich gebautes, etwas ätheriſch angehauchtes Weſen, deſſen ſtete Beweglichkeit nichts mit der Würde Ehrfurcht gebietender Geſtalten ihres Geſchlechts gemein hat; aber ſie nennt den Vorzug ihr eigen, äußerſt intereſſant zu ſein. Sie beſitzt Geiſt und

Temperament, Anmut und Koketterie, Lebensluſt, ſtets ungetrübte Laune und ſchließlich den vollſtändigen Mangel jeglicher Prüderie, der ihren Verehrern das Recht gibt, ſie noch begehrenswerter zu finden und ſich die größtmöglichen Freiheiten zu erlauben. Dazu kommt, daß ihre Lebensſchickſale mit einem gewiſſen Nimbus umgeben ſind, welcher gerade noch genügt, um die Teilnahme für ſie zu erhöhen. Eine äußerſt unglückliche Ehe liegt hinter ihr, über deren Einzelheiten man ſich allerlei Dinge zuflüſtert, ohne beſtimmte Gewißheit darüber zu haben. Tatſache iſt, daß ſie eine von ihrem Gatten ausgeſetzte ſtattliche Jahresrente bezieht, die es ihr möglich macht, mit ihren zwei Kindern, einem Knaben von fünf und einem Mädchen von drei Jahren, mehr als anſtändig und auskömmlich zu leben, ohne ſich irgendwelchen andern Beſchäftigungen hinzugeben als derjenigen der Erziehung ihrer beiden Kleinen. Aber die kleine, zierliche, von aller Welt verhätſchelte und verwöhnte Frau Roſa ſtrebt nach höheren Zielen. Wie alle innerlich unbefriedigten Frauen, die ſich unglücklich fühlen im engen Rahmen ihrer Häuslichkeit, ſuchte ſie nach einem Ableiter für dieſes Unbefriedigtſein und fand ihn auch. Sie griff zur Feder, vermehrte die Zahl der ſchriftſtellernden Frauen, weniger aus Liebe

zur Sache und zur Kunſt, als getrieben von brennendem Ehrgeiz, in der neuen Rolle in den Salons und äſthetiſchen Zirkeln zu glänzen.

Noch ſchwankte ſie, welchem Gebiete der Literatur ſie ſich beſonders zuwenden ſolle, dem Roman oder der Novelle, als ſie ſich daran erinnerte, daß ſie nicht umſonſt Mutter zweier Kinder ſei, deren äußeres und inneres Leben zu ſtudieren ihr tagtäglich geboten werde. Nach wenigen Monaten bereits war ſie in das richtige Fahrwaſſer gekommen, in welchem ihr dann die Erfolge nicht ausblieben. Sie begann kleine, rührende Kindergeſchichten zu ſchreiben, die zerſtreut in verſchiedenen Journalen erſchienen und von einer vortrefflichen Beobachtungsgabe zeugten, welche die Aufmerkſamkeit weiter Kreiſe auf ihren Namen lenkten. Mit der Zeit fand ſie, daß ihr Ehrgeiz ſie zu befriedigen beginne: man gratulierte ihr zu ihren literariſchen Erfolgen, überſchüttete ſie mit Komplimenten und bewunderte ihre Kenntnis vom Seelenleben des Kindes, der ſie in ſo feſſelnder und vollendeter Form Ausdruck zu geben verſtehe. „Ich habe Ihre neueſte Kindergeſchichte geſtern geleſen und bin entzückt davon; was für ein tiefes Gemüt Sie beſitzen!“ ſagte Frau X. zu ihr, und Frau Y., die bei einer gefühlvollen Lektüre ſehr leicht

zu Tränen neigte, nahm jede Gelegenheit wahr, um ihr folgendes Kompliment zu machen: „Ich habe geweint beim Lesen Ihrer allerliebsten Skizze; wie drollig und doch tief ergreifend Sie in ihr das Leben dieser kleinen hilflosen Wesen geschildert haben!“ Frau Baronin v. Z. aber, die selbst ein allerliebstes Kinderpärchen besaß, das sie auf das zärtlichste liebte, pflegte immer dasselbe zu wiederholen: „O, nur eine Mutter, die selbst Kinder besitzt und sie auf das innigste liebt, vermag mit solchen Gefühlen über die kleine Welt zu schreiben wie Sie, meine Liebe.“

So durfte sie sich nun rühmen, in einer Art und Weise ausgezeichnet und umschwärmt zu werden, wie man es nur Frauen gegenüber zu tun pflegt, die eine Zierde jedes Salons sind. Man schätzte sich glücklich, ihre Zustimmung zu einer Einladung zu erhalten, und betrachtete ihr Nichterscheinen als einen Mangel in der Gesellschaft. Sie kam aus den Aufregungen nicht heraus und fand es schließlich erklärlich, daß eine Frau, die geistig tätig ist, auch ihre äußerlichen genußreichen Anregungen haben müsse. Alle moralischen Bedenken wurden überwunden durch das Wort, das die Signatur ihrer ganzen Lebensaufgabe war und welches ihr wie ein Schild gegen

die Anfechtung ihrer Tugend schien: „Sie liebt die Kinder“ ....

* *
*

Es ist vormittags 11 Uhr an einem Wintertage. Frau Rosa ist sehr spät aufgestanden, denn sie war, wie fast immer in den letzten Wochen der Saison der Festlichkeiten und des Jourfix, müde und abgespannt erst gegen Morgen nach Hause gekommen, trotzdem sie um 8 Uhr abends bereits ihre Wohnung verlassen hatte. Sie sitzt im Morgenrock, der vorn untrügliche Zeichen von Tintenflecken zeigt, in nur notdürftiger Toilette an ihrem Schreibtisch und beginnt, einige Briefe und Postsendungen zu öffnen. Neben ihr auf einem Tischchen steht das Service mit Kaffee. Sie ist gewöhnt, abwechselnd mit der Arbeit das Morgengetränk in reichlicher Portion zu sich zu nehmen.

Sie durchliest zuerst die Briefe. Da ist einer von der Hand eines Redakteurs einer neu auftauchenden belletristischen Wochenschrift, enthaltend die höfliche Aufforderung, dem Blatte einige ihrer „vorzüglichen Kindergeschichten, die sofort geprüft und honoriert werden sollen“, einzusenden. Der Brief enthält sonst noch Schmeichelworte, die

augenſcheinlich ebenſo der ſchönen Frau gelten als der Schriftſtellerin. Frau Roſa lieſt mit Genugtuung den Brief zwei-, dreimal und legt ihn dann offen vor ſich hin, um ihn, ehe ſie anfängt zu „dichten", ſofort in der entgegenkommendſten Weiſe zu beantworten.

Das zweite Schreiben macht ſie mißmutig und innerlich zornig zu gleicher Zeit. Es trägt die Schriftzüge ihres von ihr getrennt lebenden Gatten, der ſich in kurzen, geſchäftsmäßigen Worten weigert, einige Wünſche, die ſie noch an ihn zu ſtellen hatte, zu erfüllen. Sie behandelt dieſes Papier nicht gerade zart, zerknittert es, ballt es zuſammen und beginnt es in allerkleinſte Teilchen zu zerreißen, die ſie dem Papierkorb übergibt. Der dritte, kleinkuvertierte Brief, welcher ſehr angenehm duftet, entſchädigt ſie vollauf für den Inhalt des vernichteten. Schon als ſie ihn in die Hand nahm, wußte ſie, von wem er war.

„Von ihm!" Vor zwei Monaten hatte ſie ihn in dem Salon einer bekannten Dame kennen gelernt. Er bezeichnete ſich als Maler, „hatte es aber nicht nötig", war weit gereiſt, vollſtändig unabhängig und gehörte der weitverzweigten Klaſſe gebildeter Nichtstuer an, welche den Dilettantismus als eine Art Sport betrachten, den ſie nur

pflegen, um in der Welt der Kunſt und Literatur eine Rolle zu ſpielen. Aber er war ein Mann von Geiſt, eine äußerſt ſympathiſche Erſcheinung, ein Freund der Frauen; als letzterer ein Gentleman, deſſen Aufmerkſamkeiten nicht unbeobachtet bleiben konnten.

Sein ſofort an den Tag gelegtes Intereſſe für Frau Roſa war unverkennbar. Er gab ſich die erdenklichſte Mühe, ſich ihr zu nähern. Ihr konnte das nicht entgehen. Aber ſie dachte nicht im entfernteſten an eine neue Heirat, welche die Löſung der alten Feſſel nötig gemacht haben würde. Sie hatte zu gründlich das Fegefeuer einer unglücklichen Ehe kennen gelernt, um Verlangen nach einer zweiten zu haben. Ihm konnte es nur angenehm ſein, denn ſie kam ſeinen geheimſten Wünſchen dadurch entgegen. Man knüpfte alſo ein Verhältnis an. Seit dem Tage des erſten gegenſeitigen Gefühlsaustauſches war der Bund der Seelen und Zerſtreuung beſiegelt. Man ſtürzte ſich über Kopf und Hals ins Vergnügen und fragte nicht viel, was die „Geſellſchaft" dazu ſage. Die letztere verzieh der jungen Frau die neueſte Kaprize ſehr ſchnell. Gott, wenn man ſchön und lebensluſtig iſt, fortwährend geiſtiger Anregung bedarf, ſo macht ſich ſo etwas bald. Überdies darf man geiſtvolle, talen-

tierte Künſtlerſeelen nicht mit dem Maßſtab kleinlicher, beſchränkter Naturen meſſen. Wo bliebe da das Schaffen, die Geſtaltungskraft, die Kenntnis von Menſchen und Leben! . . . .

Frau Roſas Geſicht verklärte ſich beim Leſen des parfümierten Briefes. Sie lieſt ihn zum zweiten-, dann zum drittenmal, gerade, als wenn nicht ſeit Wochen Tag für Tag ein ähnliches Schreiben voll erneuerter Liebesbeteuerungen eingelaufen wäre. Zum Schluß drückt ſie die vollen roten Lippen mit der ſchwärmeriſchen Verliebtheit eines jungen Mädchens auf die Schriftzüge des zarten Velinpapiers, läßt dann die kleine Hand, die das Blatt hält, ſinken und ſtarrt vor ſich hin. Sie überlegt, ob ſie ſeiner Bitte, ſie heute um 6 Uhr zum Beſuche des Opernhauſes abholen zu dürfen, um nach Schluß des Balletts mit ihr bei Dreſſel zu ſoupieren, nachkommen, oder ob ſie es nicht vorziehen ſoll, den bereits längſtgefaßten Vorſatz auszuführen, mit den Kindern am Nachmittag auf ein paar Stunden durch den Tiergarten zu fahren und ihnen ſpäter die Freude zu bereiten, die Kindervorſtellung im Zirkus Renz zu beſuchen. Es iſt ſo wunderſchönes, trockenes Wetter heute, die Kleinen blicken oft ſtundenlang ſehnſüchtig durch die Fenſterſcheiben auf die Straße hinunter, ſeit

einem Monat hat sie sich mit ihnen nicht öffentlich sehen lassen. Sie werden aufatmen, lachen, scherzen, ihre Wangen werden sich röten beim Dahinsausen auf dem knirschenden Schnee, sie werden in ihren kleinen Herzen ihr tausendfach Dank wissen für diesen in Erfüllung gegangenen kindlichen Traum gleich dem armen, verkümmerten Dingsda und seinem kranken Schwesterchen, deren traurige Lebensgeschichte sie erst vor kurzem für ein vielgelesenes Journal so vortrefflich dargestellt hatte. Man soll doch nicht umsonst von ihr sagen, daß sie die Kinder liebe . . .

Aber das neue Ballett heute abend? Die allerhöchsten Herrschaften haben ihren Besuch angekündigt —

Ihr Entschluß ist schnell gefaßt, die wenigen Zeilen, welche die Erfüllung der Bitte ihres Geliebten bestätigen, ebenso rasch geschrieben. Sie drückt auf den Knopf des Zimmertelegraphen. Das Kindermädchen erscheint.

„Lassen Sie diesen Brief durch einen Dienstmann sofort an seine Adresse befördern. Antwort ist nicht nötig. Aber beeilen Sie sich."

„Sehr wohl, gnädige Frau." Das Mädchen liest hinter der geschlossenen Tür die Adresse und lacht leise und bezeichnend vor sich hin.

Frau Roſa iſt wieder allein. Sie greift abermals zur Feder und betrachtet ſinnend das vor ihr liegende blütenweiße Papier, auf das ſie ihre ſchriftſtelleriſchen Gedanken niederzuſchreiben pflegt. Sie will den vielen ihrer reizenden Kindergeſchichten eine neue hinzufügen. Sie iſt gewöhnt, vorerſt nach einem paſſenden Titel zu ſuchen, ehe ſie den Stoff bearbeitet; ſie hat ihn bereits gefunden, aber er gefällt ihr nicht, ſie ſtreicht ihn aus. Dem Neugewählten geht es ebenſo. Daß ſie auch heute auf keinen vernünftigen Gedanken kommt!

Sie verſucht nun, ohne den richtigen Titel gefunden zu haben, die Erzählung zu beginnen, aber ihr fällt durchaus nichts ein. Mißmutig legt ſie die Feder hin, ſteht auf und geht auf dem Teppich unhörbar auf und ab. Aber die Gedanken wollen nicht kommen, ſie bedarf der Anregung, einer gewiſſen Inſpiration, die nun, ihrer Anſicht nach, einmal unumgänglich notwendig iſt.

Sie drückt zum zweitenmal auf den Knopf der elektriſchen Klingel. Das Mädchen, welches längſt zurückgekehrt iſt, erſcheint wieder.

„Die Kinder!“ Die Dienerin hat bereits die Türklinke in der Hand, als ſie noch die Weiſung empfängt: „Ich bin für niemand zu ſprechen. Um

2 Uhr mache ich Toilette, um drei wollen wir eſſen.“

Frau Roſa frühſtückt niemals, wenn ſie ſpät aufgeſtanden iſt, pflegt aber dafür ſehr früh zu dinieren.

Die Kinder werden herbeigeführt, zaghaft bleiben ſie an der Tür ſtehen. Man hat ihnen von jeher anbefohlen, ſobald die Mama arbeitet, ſich in deren Nähe ſo ruhig als möglich zu verhalten. Die Furcht ſteht ihnen deutlich auf den blaſſen, durchſichtig zarten Geſichtern geſchrieben, ſie leuchtet aus den großen, dunkeln Augen, mit denen ſie nach dem Schreibtiſch hinüberblicken, ſie prägt ſich in den zuſammengekrampften Händchen aus, welche die Kleiderfalten ihrer Wärterin umſpannen. Wer Kinder kennt, ſieht auf den erſten Blick, daß bedauernswerte, durch Liebloſigkeit frühzeitig zurückgeſetzte Weſen vor ihm ſtehen. So ſcheu ihr Auftreten iſt, ſo vernachläſſigt nehmen ſie ſich äußerlich aus. Der Knabe namentlich zeigt ein Bild des Leidens. Die Wangen ſind ſchmal, die Augen ſchläfrig, die Lippen farblos. Iſt er krank? Niemand hat ihn danach gefragt, die Mutter nicht, die er nur wenige Stunden am Tage ſieht, die Wärterin nicht, welche die Abweſenheit der Herrin dazu benutzt, ſich ſo wenig als möglich um die

Kleinen zu bekümmern. Still trägt er ſein Leid, ohne zu wiſſen, warum.

Was will die Mama von ihnen? Sind ſie zu laut im Nebenzimmer geweſen, will ſie böſe werden? Wie Sonnenſchein gleitet es über ihre Züge, als Frau Roſa gleich weiter befiehlt:

„Bringen Sie das Spielzeug der Kleinen.“

Alſo Mama iſt nicht böſe? Mama will mit ihnen ſpielen? Kaum hat ſich die Wärterin von ihnen getrennt, ſo ſtürmen ſie auf die Mutter zu, umklammern ſie und blicken zärtlich zu ihr empor, als wollten ſie ſich für die plötzliche Geſinnungsänderung derſelben bedanken. Frau Roſa läßt ſich herab, die Kleinen an ſich zu preſſen, ſie ihre „lieben, artigen Kinder“ zu nennen und ſie öfter, als es ihre Gewohnheit iſt, hintereinander zu küſſen. Die Kinder wollen ihr nicht vom Leibe gehen. Sie haben ſo lange nicht das Vergnügen genoſſen, Mama in ſolcher guten Laune zu ſehen, ſo zärtlich auf ihrem Schoße geliebkoſt zu werden.

Das Spielzeug wird in einer Ecke aufgebaut, die Kinder jubeln.

„So — nun ſpielt recht ſchön, ihr könnt auch recht laut ſein.“

Nun beginnt ein Rumoren, ein Lachen, ein

ergötzliches Plaudern, so daß dem Kinderfreund das Herz aufgehen muß. Schwesterchen und Brüderchen übereifern sich in drolligen Einfällen. Der Knabe lebt merkwürdig auf. Seine Augen leuchten, die Wangen glühen, aber krankhaft ist der Eindruck, den er macht.

Frau Rosa sitzt inzwischen wieder an ihrem Schreibtisch und hört auf jedes Wort der Kleinen, beobachtet jede ihrer Bewegungen. Sie studiert die Kinder. Ihre Miene heitert sich auf, sie spinnt ihre Gedanken, sie lächelt. Ein Wort aus Kindermund hat sie begeistert, hat neben dem Titel ihr einen vortrefflichen Stoff gegeben, den sie „los"-werden muß.

Die Kleinen schauen plötzlich sehr verdutzt auf, als sie die laute Stimme der Mutter hören, die ihnen befiehlt, den „Höllenlärm" jetzt einzustellen und nach ihrer Stube zu gehen. Das sei nicht mehr zum Aushalten mit ihnen. Erschreckt halten sie inne, lassen die Bauklötze fallen und drängen sich lautlos zusammen. Das silberhelle Lachen ist verstummt, die Angst malt sich wieder auf ihren unschuldigen Gesichtern, Heiterkeit und Frohsinn sind verschwunden.

Das Mädchen kommt wieder, um das Spielzeug zu sammeln und sie fortzuführen. Zögernd

blicken sie sich noch nach der Mutter um, die ihnen den Rücken kehrt. Sie hoffen noch auf ein Wort, das nicht so böse klänge wie die soeben gehörten; als es nicht laut wird, verlassen sie mit trauriger Miene das Zimmer. Frau Rosa ist aufs neue in ihrem Element. Die Feder gleitet sicher und leicht über das Papier, Zeile reiht sich an Zeile, der Stoff erweitert, die Form rundet sich, ergreifende Szenen gestalten sich, eine rührende Kindergeschichte entsteht, in der die Mutterliebe eine Rolle spielt. Frau Rosa wird davon sehr ergriffen, die Augen werden ihr feucht. Dann stört sie ein Klopfen an der Tür. Sie hat das Toilettemachen vergessen, man erinnert sie daran, daß es drei Uhr und der Tisch gedeckt sei. —

Die Vergnügungen wollen in diesem Winter kein Ende nehmen, die Einladungen regnen von allen Seiten, die Nacht wird zum Tage. Frau Rosa ist von alledem so in Anspruch genommen, daß sie, da sie lange schläft, ihre Kinder nur noch bei Tische sieht und dann auch nur flüchtig, da sie meistens um diese Zeit keinen Appetit hat. Sie lebt wie in einem Taumel. Ihre tägliche Arbeitszeit wird auf den Nachmittag verlegt. Legt sie die Feder fort, so hat sie gerade noch Zeit genug, Toilette für den Abend zu machen. Ein kurzer Be-

fehl an die Dienstboten, ein leiser Gruß an die Kinder, und sie ist mit „ihm" verschwunden . . .

Es ist nachts 3 Uhr, arges Schneegestöber wütet, so daß der Wagen, welcher Frau Rosa an der Seite ihres Begleiters vom Balle nach Hause führt, nur schwerfällig von der Stelle kommt. Trotzdem sie sich fest in den pelzgefütterten Mantel gehüllt hat, fröstelt sie, zittern ihr die Glieder vor Kälte. Dazu kommt eine unerklärliche Unruhe, die sie in Aufregung versetzt und sie einsilbig macht. Sie atmet auf, als der Wagen endlich vor ihrer Tür hält. Kurz verabschiedet sie sich, froh, dem wärmenden Raum entgegeneilen zu können. Überdies ist sie abgespannt und totmüde. Der Schlag fällt zu, der Wagen rollt weiter.

Ihr Blick richtet sich flüchtig auf die Fenster des ersten Stockwerkes ihrer Wohnung. Sie sind erleuchtet. Was ist das? Ein dunkler Schatten bewegt sich hinter den Vorhängen des letzten Zimmers. Sie weiß sich das nicht zu erklären. Große Unruhe befällt sie, schließlich Todesangst. Wenn das Diebe wären, — und sie ist allein! Sie sieht dem Wagen nach, er ist bereits in weiter Ferne. Oder sollte ein Unglück passiert sein? Jemand krank sein?

„Mein Gott, der Willy, — er war so merk-

würdig still in der letzten Zeit.“ Halblaut spricht sie es vor sich hin. Diese entsetzliche Ahnung, die sie im Augenblick packt, läßt sie nicht mehr los. Sie durchbebt sie, rüttelt an ihr, daß sie vorwärts stürzt. Und wenn hundert Diebe dort oben wären, sie hätte keine Furcht um der Gewißheit willen. Die Haustür ist unverschlossen, sie läßt sie auch in diesem Zustand. Mit zitternder Hand zündet sie ein Wachslicht an und eilt in rasender Hast, so daß die rötliche Flamme stürmisch flackert, die wohlbekannte Treppe hinauf. Der Mantel hat sich vorn geöffnet, die kalte Zugluft schlägt ihr entgegen, sie beachtet es nicht.

Nun reißt sie keuchend an dem Kristallknopf der Klingel, daß der schrille Ton laut durch die stille Nacht tönt. Das Mädchen öffnet und fährt erschreckt bei ihrem Anblick zurück.

„Wa—as, was ist passiert?“

„Gnädige Frau — der Knabe — heftiges Fieber.“

Nur diese Worte hallen in ihren Ohren wider, die andern überhört sie. Ohne die Garderobe abnehmen zu lassen, eilt sie an der Dienerin vorüber und stürzt ins Vorderzimmer. Man hat den kleinen Patienten hier gebettet, um ihn von seinem Schwesterchen zu trennen. Die matte Glocke der

hohen Lampe auf dem Tiſche verbreitet ein gedämpftes Licht, konzentriert die Strahlen nur auf einen winzigen Raum des großen Zimmers in der Nähe des Bettchens, hüllt den übrigen in tiefe Schatten. Das Kind phantaſiert laut, ſpricht unverſtändliche Worte. Der Arzt hat ſich über den kleinen Patienten gebeugt und fühlt ſeinen Puls.

Frau Roſa ſieht das alles bei ihrem Eintritt, das Blut ſtockt ihr, die Angſt treibt es ihr nach dem Herzen, das zu zerſpringen droht. Mit einem Schrei will ſie auf das Lager zueilen, denn ſie iſt im Augenblick nur noch Mutter, die liebende, um das Leben ihres Kindes beſorgte Mutter; aber der alte Sanitätsrat erhebt ſich, tritt ihr ernſt entgegen und bittet ſie, das Kind nicht aufzuregen. Er mißt ſie dabei mit einem raſchen Blick von oben bis unten. Seine Rückſichtsloſigkeit iſt bekannt, er kennt auch die Verhältniſſe dieſes Hauſes.

„Gnädige Frau," ſagt er mit unterdrückter Stimme, „Sie kommen vom Ball, zu einer Stunde, da Ihr Kind ſich zwiſchen Leben und Tod befindet? Der Knabe muß ſeit drei Tagen bereits krank ſein. Das Mädchen ſagte mir, daß er ſchweigſam war, keine Speiſen anrührte, daß ihn bei brennendem Kopfe übermäßig fröſtelte. Wußten Sie das nicht?"

Sie findet keine Antwort. Mit geſenkten Wimpern ſteht ſie vor ihm, die Lippen aufeinandergepreßt, den linken Arm auf die Lehne eines Seſſels geſtützt, denn ſie muß ſich mit Gewalt aufrecht erhalten, um nicht in die Knie zu ſinken. Der Mantel iſt ihren nackten Schultern entfallen, die ſich marmorweiß in dem Glaſe des großen Spiegels hinter ihr zeigen. Das helle Atlaskleid umflutet ſie mit ſeiner Schleppe und zeichnet jede Kontur ihres bebenden Körpers ab. Wie eine ſchöne Sünderin ſteht ſie vor dem alten Hausarzt. Ihre Bruſt arbeitet heftig, eine Blutwelle ſchlägt ihr ins Geſicht; ſie ſchämt ſich. Aber ſie bleibt noch immer ſtumm. Da regt ſich der kleine Kranke wieder, im Fiebertraum hebt er ſich empor und ſtammelt: „Mama!“

Eiskalt überläuft es ihre Arme, ihren Nacken, ihre Schultern. Sie kann ſich nicht mehr halten.

„Mein Kind!“ ſchreit ſie auf und liegt nun vor dem Bettchen auf ihren Knien. „Mein Kind, mein lieber, guter Willy!“

Sie weint heiße Tränen, ſeit langer Zeit die erſten. Der alte Sanitätsrat beruhigt ſie ſodann, hebt ſie ſanft vom Boden auf, tröſtet ſie mit herzlichen Worten; er weiß, ſie iſt gerettet.

Die ganze Nacht hat ſie am Bette des ſiebern-

den Kindes durchwacht, im ſtillen zu Gott für ſein Leben gebetet. Der Schlaf drohte ſie zu übermannen, ſie hielt tapfer aus, um die Weiſungen des Arztes zu befolgen. Der Morgen graut, in dem fahlen Licht ſcheint ſie in einer einzigen Nacht um Jahre gealtert, — ſo wirft der Spiegel ihr Bild zurück. Das Kind iſt in einen langen Schlaf gefallen. In aller Frühe erſcheint der Arzt wieder und ſagt, daß die Kriſis vorüber ſei. Sie dankt ihm mit Tränen in den Augen. Nun erſt geſtattet ſie ſich eine Stunde Schlaf. Als ſie geſtärkt erwacht, iſt ihr erſter Gang zu den Kindern. Das kranke ſchläft ruhig und friedlich; auf den Zehen ſchleicht ſie an ihm vorüber. Das geſunde Töchterchen nimmt ſie auf den Schoß, kleidet es eigenhändig an, wartet es, trägt es aus einem Zimmer ins andere, plaudert und ſcherzt, geht mit ihm verachtungsvoll am Schreibtiſch vorüber, der für ſie nicht mehr zu exiſtieren ſcheint. Die Dienerinnen kennen die Herrin nicht wieder. Sie aber weiß, daß ſie ſich wiedererkannt hat: ſie liebt die Kinder, aber jetzt wirklich mit dem Herzen.

V.

Eine Roſe.

Die Suſe war ein armes, früh erblindetes Geſchöpf, das den langen Tag über von früh bis ſpät am einzigen Fenſter der eingebauten Dachwohnung ſaß, um die Nacht ihres Daſeins beim Stricken wollener Strümpfe — dreißig Pfennige für das Paar — zu vergeſſen und die Lage ihrer Mutter zu erleichtern. Die Fingerfertigkeit ihrer früheſten Jugend, da ſie noch ſehend war, hatte ſie nicht verlernt, ſie wurde ihr zu einer Verkürzung ihres Lebens, bei der ſie die endloſe Kette ihrer Gedanken ſpann.

Eines Abends im Sommer ſtand ſie wie gewöhnlich im Winkel des Torweges, verlaſſen, einſam und unbeachtet, um in der ſchwülen Luft der Straße aufzuatmen nach ſtundenlangem Verweilen in der dumpfen Atmoſphäre ihres Zimmers. So hatte ſie es ſeit Jahren getan, das war die Erholung nach der Arbeit zwiſchen Dämmerungs- und Abendzeit. Die Nachbarn, die Leute, die ſtändig zur ſelben Zeit hier vorübergingen, hatten ſie nie

anders als ſo geſehen: an die graue Wand des Hauſes gelehnt, die Arme ineinander verſchränkt, den glanzloſen, erloſchenen Blick ſtarr vor ſich hin gerichtet, als ſchaute ſie in eine unabſehbare Ferne, die ihrem inneren Auge allein nur erſchloſſen ſei. Um ſie herum brauſte das Leben der langen Straße, drängte und ſtieß ſich die Menge, erſcholl das hundertfältige Getöſe des arbeitſamen Viertels, das nun nach dem letzten Strahle der untergehenden Sonne die Phyſiognomie der Feierabendſtunde einer übervölkerten Vorſtadt Berlins zeigte. Scharenweis zogen die Arbeiter an ihr vorüber, zeigten ſich die Geſichter fröhlicher Menſchen, die beim Glanz der Sonne die Stunden der harten Arbeit vergaßen, um ſich nun der Zeit ihrer Freiheit zu erfreuen. Suſe ſah nichts, ſie hörte nur. Was ſie von all dem vielfarbigen Straßenbilde verſpürte, war der feine Staub, der aufgewirbelt im leuchtenden Licht auch zu ihr herüber zog.

Da nahte ſich ein Trupp überlauter, zur frühen Abendzeit bereits bezechter Studenten, die in roſigſter Laune ſoeben die allbekannte Kneipe der Mutter Dulitzen verlaſſen hatten. Hier ſchwänzte man weidlich die Vorleſungen, hier wurde lärmend um den Frühſchoppen gewürfelt, hier in den verräucherten Räumen wurde der

Komment nach Kräften geübt, blühte der Weizen der akademiſchen Jugend, denn die Mutter Dulitzen hatte ein großes Herz und führte die Kreide ohne Murren zur Zufriedenheit ihrer Herbergskinder. Heute hatte man den Semeſterſchluß gefeiert und nach Gebühr dabei getrunken. Allen voran ging Hugo Wendling, ein „altes Haus“ und einziger Sohn begüterter Eltern weit draußen im Lande, dem man nun, wer wußte bis auf welche Zeit, das Geleit zum Bahnhof geben wollte. Er war von jeher ein übermütiger Burſche geweſen, der die Klinge zu führen verſtand und die Schoppen nicht zählte. Wie ſie alle ſechs ſo dahinwankten, ein jeder eine Roſe im Knopfloch, den Hut im Nacken, die Welt mit anderen Augen betrachtend als nüchterne Menſchenkinder, blieben die Leute ſtehen und blickten ihnen nach, der eine mit einem Kopfſchütteln, der andere mit lächelnder Miene, ein dritter mit den Worten auf den Lippen: „Jugend muß austoben, Jugend kennt keine Tugend.“

Den Mädchen, die vorbeikamen, wurden verliebte Blicke zugeworfen; war eine ganz beſonders ſchön, ſo vernahm ſie laute Schmeichelworte, einer nach dem andern nahm dann die Roſe aus dem Knopfloch und überreichte ſie in tollem Übermut

der, die ihm besonders gefiel. Nur Hugo Wendling besaß die seine noch. Jetzt waren sie auch vor dem Hause, wo die verlassene Suse stand, die sie alle so oft gesehen hatten, wenn sie um diese Zeit vorüber nach ihrer Kneipe gingen. Da blieb der, dem man heute den Abschied geben wollte, plötzlich stehen und sagte in frivoler Bierlaune: „Brüder, ich habe das bessere Teil erwählt, ich geb' die Rose meinem Schatz zum Andenken an die Stunde, in der wir uns gelobt haben, in jedem Jahr am heutigen Tage uns dort einzufinden, wo wir so oft Schmollis getrunken und heute unsern Abschied gefeiert haben."

Er nahm die Rose aus dem Knopfloch und wandte sich, umringt von den Kommilitonen, zur armen Suse: „Hier, mein Schatz, nimm die Rose zum Angedenken. Heut' über ein Jahr spreche ich wieder vor, und dann sollst du eine neue haben; bis dahin vergiß mich nicht." Die Blinde wußte nicht, wie ihr geschah. Sie hob die erloschenen Augen, lächelte nur und ließ sich willig die Rose in die Hand drücken. Die Kinder aber, die sie umringten, lachten auf und riefen laut: „Die blinde Suse hat einen Schatz bekommen." Auch die Studenten lachten fröhlich, und der Spender der Rose sang halblaut:

„Wenn ich komm, wenn ich komm,
wenn ich wiederum komm.“

Dann schritten sie hinweg, verloren sich, noch immer lachend und guter Dinge, in der Menge und ließen die blinde Suse mit ihren Gedanken und der vollerblühten Rose in der Hand zurück. Die Kinder umstanden sie noch immer und neckten sie mit ihrem Schatz. Einmal streckte sie die Hand aus nach einem blonden Mädchenkopf, zog ihn an sich und fragte leise: „Wie sah der Herr aus, der mir die Rose geschenkt hat? Sie riecht so schön und duftet wie ein ganzer Garten.“

„Ein feiner Herr war es, ein Student,“ bekam sie zur Antwort.

„So, ein Student?“ wiederholte sie halb für sich, führte die Rose zum Gesicht und starrte dann wieder verlassen vor sich hin . . .

Die blinde Suse war närrisch geworden. Mit der Zeit behauptete man das im Hause. Seit Jahren wartete sie bereits auf ihren Schatz, aber er kam nicht. Nach wie vor stand sie an den langen Sommerabenden einsam und allein im Winkel zwischen Mauer und Torweg, viele Menschen rauschten an ihr vorüber, sie lauschte auf jedes Geräusch, auf jede Stimme, sie öffnete die Augen so weit als möglich, als wäre sie sehend wie andere

glückliche Menſchenkinder, aber der ihr die neue Roſe verſprochen hatte, kam nie und nimmer, um ſie von ihrer fixen Idee zu heilen. Im Dunkeln tappte ſie wieder die Treppe empor, ſuchte ihr Lager auf, um dann den nächſten langen Tag über beim Klirren der Stricknadeln die endloſe Kette der Gedanken zu ſpinnen. „Sie iſt ſchwachſinnig geworden," ſagten die älteren Leute, und die Kinder riefen nach wie vor laut auf der Straße: „Die wartet auf ihren Schatz," und deuteten dabei mit den Fingern nach dem Torweg.

Zehn lange Jahre waren verfloſſen, der große Krieg zwiſchen Deutſchland und Frankreich vorübergegangen, viele Menſchen hatten ſich äußerlich verändert, und auch die blinde Suſe war eine andere geworden. Ihre Geſtalt ſchien nun gekrümmt, die Wangen waren von der Entbehrung eingefallen, das niemals ſchöne Geſicht noch häßlicher und auch runzlig geworden; aber noch immer ſtand ſie des Abends vor der Tür, noch immer ſtrickte ſie am Tage für wenige Pfennige ihre wollenen Strümpfe, nur nicht mehr an der Seite der Mutter, denn die hatte das Zeitliche geſegnet, ſondern als geduldetes Weſen bei fremden Leuten, die ſie aus Mitleid bei ſich aufgenommen hatten.

Auch ein paar Häuſer weiter, in der einſtigen

Studentenkneipe, hatte ſich vieles geändert. Die Mutter Dulitzen war längſt geſtorben, die verräucherten Wände neu tapeziert, und der fremde Gaſt, der inmitten einer philiſterhaften Geſellſchaft ſaß und ſchon ſeit Stunden auf irgendein bekanntes Geſicht wartete, gedachte mit Wehmut der Zeiten, wo er als tüchtiger Bruder Studio im Kreiſe der Freunde der fröhlichen Lieder gar viele erſchallen ließ. Heute gerade vor einem Jahrzehnt hatte er hier zum letzten Male geſeſſen, ohne daran zu denken, daß des Lebens Würfel ihn nach ſo langer Zeit erſt wieder hierher führen werde, und juſt zur Zeit, wo er in Amt und Würden und ein glücklicher Erbe war. Aber er wußte: einige waren im Kriege geblieben und die anderen zerſtreut in alle Winde.

Niemand kam; er ging. Als er auf der Straße war, leuchtete die untergehende Sonne ſo rot wie damals vor vielen Jahren, als noch nicht der Ernſt des Lebens wie heute auf ſeinen Zügen lagerte.

„Die blinde Suſe wartet noch immer auf ihren Schatz!“ hörte er von kreiſchenden Kindern rufen, die ſich vor einer Haustür balgten. Der Aſſeſſor Hugo Wendling bannte ſeine Schritte und richtete ſeinen Blick auf eine armſelig gekleidete, blinde

Frauengeſtalt, die mit übereinandergeſchlagenen Armen, halb zuſammengeſunken, vor ihm im Winkel des Torweges ſtand, um die Luft der Straße zu atmen. Ein vergangenes Bild tauchte vor ihm auf. Er hatte die Empfindung, als hätte er etwas gut zu machen. Er trat auf die Arme zu und fragte: „Sind Sie die blinde Suſe, die vor zehn Jahren ſchon hier ſtand, und die einſt eine Roſe von einem Herrn geſchenkt bekam?“

Die Blinde zuckte zuſammen und faßte mit der Hand nach ihrer Bruſt, es ſtockte ihr der Atem. Dann neigte ſie den Kopf nach hinten, riß die Augen groß auf und öffnete den Mund zu einem Lächeln. Ein Strahl plötzlicher Glückſeligkeit glitt über das ſchmale Antlitz und rötete auf Sekunden ihre Wangen. Erſt vermochte ſie nicht zu antworten, dann ſagte ſie ein lautes „Ja“.

Der Aſſeſſor nahm ſie angeſichts der ihn umringenden Menſchen an die Hand und führte ſie, gefolgt von einer Schar Kinder, ſchweigend die ſchmalen Treppen der Hofwohnung empor. Er erkundigte ſich nach den Verhältniſſen der Beklagenswerten, ſaß dann der Blinden gegenüber und blickte auf das Geſicht, aus dem es ihm wie ein Gruß alter Freunde klang.

„Suſe,“ ſagte er, „haben Sie die Roſe noch

von damals?“ Die Blinde taſtete ſeitwärts und holte aus einem kleinen hölzernen Kaſten ein Papier hervor, in dem ſich alte, welke Blätter befanden.

„Suſe,“ fuhr er fort, „Ihr Leben ſoll fortan glücklich werden, Sie ſollen nicht mehr arbeiten, ſondern gehegt und gepflegt werden, aber geben Sie mir dieſe Roſe, die ein Freund von mir Ihnen einſtens gab.“

Die Blinde ſtreckte die Hände aus, griff haſtig nach dem Papier und ſchüttelte mit dem Kopf.

„Sie waren es,“ war alles, was ſie ſagte. An ſeiner Stimme hatte ſie ihn erkannt. Der Aſſeſſor war tief bewegt. „Es bleibt dabei, Sie ſollen gute Tage haben. Morgen komme ich wieder,“ ſagte er kurz, aber mit zitternder Stimme, dann drückte er ihr die Hand und ging.

Die Suſe faltete das Papier mit der weißen Roſe wieder zuſammen, kreuzte die Hände dann über den Schoß, ſtarrte vor ſich hin, ſann und ſann und dachte an morgen.

Und am andern Tage kam er wirklich. „Suſe,“ ſagte er wieder, „ich habe mich einſtmals über Sie luſtig gemacht, als ich noch ein übermütiger Burſche war, nicht wußte, wie bitter es iſt, verlaſſen unter Menſchen zu ſein. Ich habe

also viel gutzumachen. Unten steht der Wagen, der auf uns wartet. Sie sollen in einer Privatblindenanstalt Aufnahme finden, wo es Ihnen an nichts mangeln wird, wo Sie wie eine Tochter behandelt werden bis an Ihr Lebensende, und Sie werden noch recht lange leben, nicht wahr? Schlagen Sie ein!"

Er hatte sich tief zu ihr herniedergebeugt und griff nach ihrer Hand, nur ganz im Banne einer wahrhaft glücklichen Stunde seines Lebens.

Einen Augenblick war es, als arbeitete etwas im Innern der Blinden, das ihr die Brust zersprengen müsse. Dann blieb sie ein paar Minuten still und regungslos sitzen. Er trat zurück und betrachtete sie stumm. Und als sie nun mit einem leisen „Ja, ich will," die Hand nach ihm ausstreckte, lächelte sie verklärt wie eine Heilige, war es, als hätte sich der erste Lichtstrahl in die Nacht ihres Lebens gesenkt, der auch ihr noch ein goldiges, sonniges Dasein vor das geistige Auge zauberte. Mit diesem Gefühl ging sie, von ihm gestützt, die Treppe hinunter, fuhr sie an seiner Seite durch das brausende Gewühl der Weltstadt, deren erbarmungsloser Sprache sie an den langen Sommerabenden so oft gelauscht hatte.

VI.

Mein Flickſchneider.

Wenn ich es glücklich fertig gebracht hatte, keuchend die vier Treppen zu Herrn Alexander Säuberlichs Wohnung emporzuſteigen, pflegte ich gewöhnlich, ehe ich die letzte ſchmale Bodenſtiege, die nach ſeinem „Atelier“ führte, betrat, Halt zu machen, um mich durch einen Blick in die Höhe zu überzeugen, ob die bekannte, den Verdruß ſeiner ſämtlichen Kunden herausfordernde, eigenhändig geſchriebene und weithin leuchtende Viſitenkarte an der Tür prange oder nicht.

Dieſe zurückgelaſſene Viſitenkarte beſtand in einer rieſigen, von rechts nach links ſich aufbäumenden, in „Kreidemanier“ ausgeführten Lapidarſchrift, welche die Worte bildete: „Bin nicht zu Hauſe. Säuberlich.“

Wer den unglücklichen Einfall gehabt hatte, ihm an ſolchen Tagen mit einem verheißungsvollen

Paket unter dem Arm seine Aufwartung machen zu wollen, wußte genug, vorausgesetzt, daß er bereits seit längerer Zeit zu dem einsamen Alten unter dem Dache in näherer Beziehung stand, soweit es sich um die stete Aufbesserung des äußeren Adam handelte. Herr Säuberlich hatte dann seinen „Sonntag". Das kam wöchentlich einmal vor, an einem unbestimmten Tage, den er niemals vorher genau zu bezeichnen vermochte, welcher aber mit regelmäßiger Bestimmtheit einzutreten pflegte, sobald jeglicher Mangel an Zwirn, Seide und sonstigem Zubehör ihn zur Notwendigkeit im gleichmäßigen Leben des alleinstehenden Meisters machte.

Man konnte dann Herrn Alex Säuberlich, angetan mit altfränkischem, kaffeefarbenem Gehrock, recte „Hackenwärmer", dessen blankgebürsteten Rücken- und Schulterteilen alle zwei Jahre die Ehre eines neuen Sammetkragens zuteil wurde, weiten, schwarzen, ihr ehrwürdiges Alter nicht verleugnenden Pantalons und einem schmalkrempigen, nach oben sich verjüngenden Zylinderhut der fünfziger Jahre, unter welchem sich ein äußerst vergnügtes, freiheitstrahlendes Gesicht zeigte, sehr würdevoll die Treppe hinabsteigen und durch die Straßen schreiten sehen, in der rechten Hand den

Bambusstock, in der linken einen sauber zusammengelegten schwarzen Beutel großer Dimensionen.

Dies geschah bereits in aller Frühe, um die Zeit des Eröffnens der Laden und Magazine. Nach einer halben Stunde sahen die Restaurationen der Königstadt Herrn Säuberlich in voller Tätigkeit; ihre Inhaber und Bedienstete begrüßten und behandelten ihn wie einen Mann, dessen Eigenheiten man während einer jahrelangen Kundschaft zu gründlich kennen gelernt hat, um nicht alles aufzubieten, ihn zufrieden und glücklich zu machen.

Ja, auch glücklich; denn ich entsinne mich nicht, während meines wechselvollen, an Menschenstudium reichen Lebens, jemals wieder einen alten Herrn kennen gelernt zu haben, der gleich ihm das Glück seines Daseins in den Abfällen von Glanz und Pracht zu erblicken vermocht hätte. Es gab etwas in der Welt, was Alexander Säuberlich die Freude eines Kindes bereiten konnte: das Wühlen in Bergen überflüssiger Tuchreste, das Prüfen der einzelnen Flicken, das Feilschen um sie, ihr endlicher Besitz. Wie der Sammler seltener Miniaturen schmunzelnd das Gewölbe des Antiquars verläßt, so ungefähr verließ der einsame Alte mit gefülltem Beutel den Laden des Händlers bunter

Lappen, um zum zweiten und dritten zu wandern und beim erneuerten Blähen des ſchwarzen Schatzes die Erhöhung ſeines Glückes zu empfinden.

Als ich ihn an einem Sommermorgen zum erſten Male durch die Empfehlung eines Studenten, meines Stubennachbars, kennen lernte, folgte ich dem Daſeinszwange eines armen, unbekannten Schriftſtellers, der zu der Überzeugung gekommen war, daß die Härte des Sitzdeckels vor dem Schreibtiſch die Auffriſchung eines gewiſſen Teiles ſeines Beinkleides äußerſt notwendig mache.

Er war gerade damit beſchäftigt, den bekannten Beutel zu entleeren und mit Kennermiene ſeine Auswahl zu treffen. Er ſaß auf einem erhöhten Sitz an dem einen niedrigen Dachfenſter, durch das die Morgenſonne ihre goldenen Strahlen wirbelte. Sein liebevoller Blick glitt durch die großen, runden Gläſer der altmodiſchen, weit auf die Naſenſpitze gerückten Hornbrille über den gefundenen Flicken und ruhte auf ihm mit einer gewiſſen Wehmut, aus welcher der ſchmerzliche Gedanke an Trennung ſprach. Und ich ſaß dem Alten gegenüber auf dem einzigen Empfangsſtuhl des Zimmers vor dem armſeligen Bett am zweiten Fenſter und ſchaute mit einer gewiſſen Spannung und ſichtlichem Intereſſe zu ihm empor.

Nun erging er sich in höchst philosophischen Betrachtungen, die einen tiefen Einblick in sein ganzes Denken und Empfinden gestatteten und mir seine Auffassung vom Leben und von der Kunst, die er trieb, offenbarten.

„Man muß Mattematike verstehen, das ist die Hauptsache für unsereins," sagte er mit einem komischen Ernste, der auf humoristisch angelegte Gemüter seinen Eindruck niemals verfehlte. „Ohne gründliche Kenntnis der Mattematike geht's nun einmal nicht. Hm, hm —"

Noch heute sehe ich ihn so im Geiste vor mir: mit bedächtiger, würdevoller Miene die Größe der Risse und Löcher mit der Größe des Heilung bringenden Tuchlappens vergleichend, messend und prüfend, mit der Kreide allerlei Winkel und Kreise ziehend, ehe er zur Erkenntnis des Übels und der Methode seines Kurierens kam. Dabei dozierte er wie ein Professor auf hohem Katheder ruhig weiter.

„Wissen Sie, die Mattematike ist die Grundlage unserer ganzen Kunst. Das sehe ich hier wieder recht deutlich. Wo sollte ich wohl hin, wenn ich den Winkel hier nicht benutzte? — Verstehen Sie? Sie wollen nicht viel bezahlen, das weiß ich, also muß es dieser eine Flicken tun."

O, ich verstand ihn vollkommen, wie sie ihn

alle mit einer wahrhaft rührenden Miene zu verſtehen wußten, die armen, unbemittelten Söhne der alma mater, die ſchlecht bezahlten Kommis und dito Subalternbeamten des Viertels, die mit dem Paket in der Hand in der Abendſtunde den dunklen Flur betraten, die erſten Treppen äußerſt erhobenen Hauptes beſtiegen, um plötzlich eiligſt die Bodentreppe mit gewagten Sprüngen zu erklimmen.

Nach einiger Zeit, als wir uns bereits näher kannten und er gefunden hatte, daß ich ſein Vertrauen gleich den übrigen ſtändigen Kunden verdiene, weihte er mich dann näher in ſeine Lebensphiloſophie ein, woraus ich erfuhr, daß er einſt beſſere Tage geſehen und die Scheu vor den Menſchen, die ihm viel Leid bereitet, ihn in die Einſamkeit ohne Verkehr mit der Außenwelt getrieben hatte.

„Was ſind wir alle wohl? Sehen Sie ſich dieſen Berg Flicken an! Das ſind wir: Stückwerk, ohne Zuſammenhang, ohne Ganzes. Ein jeder denkt, was er ſein könnte, prahlt mit ſeinen Farben, ſchreit, möchte zuerſt ins Auge fallen und wartet auf die Lücke, die er ausfüllen kann, um einen andern zu verdrängen. So geht's den Flicken, ſo den Menſchen. Nur die Berechnung führt ſie

zuſammen, und das iſt die Mattematike, die man kennen muß. Aber es gibt einen Riß, den man nicht mehr heilen kann, weil er zu plötzlich kommt, und wo auch die Mattematike des Alexander Säuberlich vergeblich ſein wird. Das iſt der Riß, in den wir alle verſchwinden. Den mißt kein Winkelmaß, kein Dreieck und kein Zirkel. So, das war auch der letzte Knopf. Damit können Sie noch Staat machen beim türkiſchen Sultan."

Jahre waren vergangen; ich hatte meinen alten Flickſchneider nicht mehr geſehen, denn „ich hatte es nicht mehr nötig." In der Dämmerung eines trockenen Wintertages kam ich wieder durch das Viertel, in dem er wohnte. Ich war im Geſellſchaftsanzug, denn man erwartete mich zur beſtimmten Stunde zum fröhlichen Gelage. In der Nähe meines Zieles paſſierte mir etwas Menſchliches. Es war Glatteis, ich fiel, und meine engen „Schwarzen" zeigten einen tiefen Riß an einer Stelle, wo man ihn nicht gerne ſehen läßt. Meine Verzweiflung war groß. Herr Alexander Säuberlich fiel mir ein. Er wohnte in einer der nächſten Straßen, er mußte helfen. Als ich dem bekannten Orte zuſchritt, fiel mir die alte Zeit wieder ein, die längſt vergangenen Tage mit ihren Kämpfen, ihrem Ringen. Etwas wie Heimweh im Glück kam über

mich. Dann ſtand ich vor dem ſchmalen, hohen Hauſe, das unverändert geblieben war. Mein Blick fiel auf den Leichenwagen der Armen, der ohne Führer vor der Tür hielt. Ich hatte nicht viel Treppen zu erſteigen, als polternd ſchwere Schritte herniederkamen und die Reſte eines Menſchen in ſchwarzer Umhüllung mir entgegengetragen wurden.

„Wer, wenn man fragen darf?“

„Der Flickſchneider von oben,“ bekam ich teilnahmslos zur Antwort.

Ich trat zur Seite. Dann folgte ich in einer Droſchke, vorüber an den erleuchteten Fenſtern, hinter denen man mich bei Spiel und Tanz erwartete, vergraben in meine Gedanken über die nichtigen Dinge dieſer Welt.

Er hatte recht gehabt, der einſame Alte: „Es gibt einen Riß, den man nicht mehr heilen kann, weil er zu plötzlich kommt.“

Alexander Säuberlich war ein armer Mann geweſen, der nichts zu verſchenken hatte; aber in dieſer Stunde hatte er mir viel gegeben.

VII.

Erlöſung.

Er war von jeher ſtill und in ſich gekehrt, der gute Chriſtian Jung. Niemand konnte ſich entſinnen, ihn jemals lachen geſehen zu haben, und doch konnte er keiner Fliege ein Leid tun; niemand konnte ſich entſinnen, in ſeinem Auge je eine Träne bemerkt zu haben, und doch hätte es jeder mit tauſend Eiden erhärtet, daß Chriſtian Jung das weichſte Herz von der Welt habe. Und merkwürdig, niemand, der ihn heute kannte, konnte ſich auch entſinnen, ihn jemals ſprechen gehört zu haben, denn Chriſtian Jung, der Farbenreiber, war ſtumm. Als Knabe war er es geworden. Sein Vater war ein armer Dachdeckergehilfe geweſen. Eines Tages hatte er ihn mit hoch oben auf den Kirchturm genommen. Dort machte der Burſche einen Fehltritt, ſtürzte in die Tiefe, blieb aber

auf halbem Wege hängen. Als man ihn gerettet hatte, vermochte er kein Wort hervorzubringen, — der Schreck hatte ihm die Zunge gelähmt. Nur ein ähnlicher Vorfall, wenn eine fürchterliche Erregung ſich ſeiner bemächtige, könne ihm die Sprache wieder zurückgeben. So hatten die Ärzte gemeint. Bis heute aber war das nicht eingetreten, und viele Jahre lagen bereits dazwiſchen.

Er war zwar noch nicht alt, denn er hatte das Ende des dritten Jahrzehnts ſeines Lebens noch vor Augen, aber ſein Unglück, das ihn alles hören, alles ſehen, alles in ſich aufnehmen ließ, ohne jemals ſeiner eigenen Empfindung Worte verleihen zu können, hatte ihn frühzeitig gebeugt und ließ ihn gebückt und halb krumm dahinſchleichen. So kam es, daß der Stempel der Müdigkeit ihm frühzeitig aufgeprägt ward und ihn halb mit ſich und der Welt zerfallen machte. Kein Lächeln, keine Träne, aber ein Gefühl in der Bruſt, — ein heißes, heißes Sehnen nach einem unbeſtimmten Etwas, wie es das Kind des Armen vielleicht haben mag, wenn es zitternd vor Froſt vor einem hellerleuchteten Puppenladen ſteht und die prächtigen Kleider anſtarrt, welche die lebloſen Figuren zieren. Die Puppen der reichen Kinder gehen in Sammet und Seide, das arme Kind da draußen träumt von

ſolch einer Puppe und zählt die Pfennige zum lieben täglichen Brot zuſammen.

Jeder Menſch in der Werkſtatt kann lachen und ſcherzen, nur Chriſtian Jung muß ruhig ſein, denn er iſt ſtumm. Und wenn jemand ſtumm iſt, dann beſchäftigt er ſich mit ſich ſelbſt, arbeitet und brütet vor ſich hin und ſtellt Betrachtungen an über die verſchiedenſten Dinge: über Glück und Unglück, über Liebe und Haß; über das Elend auf Erden und den Himmel in der Hölle. Wer aber darüber ſchon Betrachtungen anſtellt, hat nichts mit anderen Menſchen gemein, die nur ſchwatzen, ohne dabei zu denken, die den Sonnenſchein auffangen, weil er ihnen entgegenlächelt, und klug reden haben, weil die Zunge ihnen leicht iſt.

Niemand weiß, woher es kommt, daß der Samen auf ſteinigem Boden oft beſſer gedeiht als in beſter Erde. Die Roſen duften und blühen im Garten des Reichen, weil die Hand des Gärtners ſie liebevoll hegt und pflegt, — in den einſamen Winkel hinter der Hütte des Armen treibt der Wind ein Samenkorn, und herrlicher als die gepflegten Schweſtern im Garten des Reichen entwickelt ſich der Keim zur ſchönſten Blütenpracht.

Niemand wußte auch, woher Chriſtian Jung ſein Talent zum Dichten hatte.

Jawohl, es ist nicht zu ändern, der arme Farbenreiber war ein Dichter in des Wortes bester Bedeutung. Die Gedanken drohten ihm das Hirn zu sprengen, und die Sehnsucht in seiner Brust trieb ihn, diese Gedanken anderen mitzuteilen. Die Sprache der Worte war ihm geraubt, aber die stumme Sprache des Herzens hieß ihn den Griffel führen, um das dem Papiere anzuvertrauen, was zu sprechen ihm nicht vergönnt war.

Er hatte es sich so nach seiner Weise eingerichtet, hinten in seiner Ecke. Es war eine Art langer Gang, von einem kleinen Fenster, das nach dem halbdunklen Hof ging, spärlich erleuchtet. Die dicken Wände und bewölbten Decken des altertümlichen Hauses glänzten in der Werkstatt in allen Farben, die durch- und übereinander gestrichen waren. Und diese Buntheit trat in Christian Jungs Arbeitsklause am meisten zutage. Dazwischen hatte der poetische Farbenreiber allerlei Holzschnitte malerisch angeklebt. Er besaß ein merkwürdiges Verständnis für alles, was schön und gut ist.

Wenn ein neuer Ballen Makulatur angelangt war, der dazu diente, die sauber lackierten und verzierten Gegenstände den Kunden hübsch eingewickelt zu überliefern (und dieses Amt des Einpackens hatte Christian Jung zu verrichten), dann leuchtete sein

Auge in freudiger Erregung. Er blieb während der Mittagszeit ſtets in den Werkſtätten, um nach den Öfen zu ſehen, und dann benutzte er die erſte beſte Gelegenheit, um in dem Haufen Papier herumzuſtöbern. Da waren manchmal beſchädigte Bogen mit hübſchen Illuſtrationen, die ihren Weg ebenfalls zu der Makulatur genommen hatten. Wie zitterten dem Chriſtian die Hände, wenn er ein derartiges Bild gefunden hatte, das ihm beſonders gefiel. Bedächtig ſchnitt er das überflüſſige Papier ringsherum ab, und die Wand hatte eine neue Zierde.

Und dann war das erſte nach der Mittagszeit, daß er die bärtigen Geſellen, einen nach dem andern zur Hand nahm und mit ſich fortzog. Jeder wußte ſchon, was der Chriſtian wollte. „Ein neues Bild, — was, Chriſtian?“ Und der Farbenreiber nickte ſtumm nach ſeiner altgewohnten Weiſe.

Dann verſuchte er, mit dem Zeigefinger auf die Schönheiten des Bildes aufmerkſam zu machen. Er verfolgte die Konturen der Figuren, wie der Maler es zu tun pflegt, wenn er uns auf den Schwung der Linien aufmerkſam machen will. Er ſchnalzte mit der Zunge und brachte einen ſeltſam klingenden Laut hervor, was ſoviel wie den Ausdruck des höchſten Entzückens bedeuten ſollte.

Er hatte wirklich Verständnis für Kunst, — man mußte es ihm lassen.

Und dann, wenn er zur Frühstücks- oder Vesperzeit in seiner Ecke saß und in gleichmäßigem Takte seine Stullen kaute, starrte er wohl minutenlang auf eins der Bilder, blickte sich erst verstohlen um und zog ein schmutziges Schreibheft hervor, das hinter einer Farbentonne versteckt gehalten wurde.

Er begann zu schreiben und schrieb, daß er alles um sich her vergaß, selbst das Schlagen der Stunde überhörte, die den Schluß der Pause anzeigte. Hin und wieder blickt er sinnend vor sich hin, — ganz, wie's die wirklichen Dichter tun, — oder betrachtete wieder aufmerksam die Bilder an den Wänden, gleichsam als müßte er von ihnen Inspirationen erhalten. Und er hatte so seine Inspirationen.

Das gleichmäßige Knarren seiner Farbenmühle war die ewig sich gleichbleibende Musik, die ihn auf ihren Schwingungen fortführte aus der Trübsal seines Daseins in das Eden der Dichtkunst und der inneren Befriedigung.

Dann, wenn das große Rad schnarrend tausendmal denselben Weg machte in einer Stunde, dann war die Mußezeit für ihn, wo er ungestört

seinen Gedanken nachhängen konnte, um sie im Gedächtnis festzuhalten, bis die freie Zeit es ihm erlaubte, sie dem Papier zu übergeben.

Über ein Dutzend solcher Schreibhefte hatte er bereits vollgeschrieben, und er hatte sich dabei Mühe gegeben; unbeholfen sahen die Buchstaben zwar aus, schülerhaft und linkisch, aber sauber und deutlich waren sie zu lesen.

Auf jedes Heft hatte er, mit allerlei Schnörkeln verziert, seinen Namen verzeichnet und die einzelnen Gedichte und Sinnsprüche sauber numeriert. Bald besang er sich selber als armen Farbenreiber, und das Schnarren der eisernen Räder vor ihm wurde zum Rauschen des Mühlrades, das in stiller Mondnacht im Wiesengrunde die silbernen Wasserstrahlen schillern läßt; dann wieder verglich er sich mit einer Nachtigall, der böse Menschen die Zunge ausgeschnitten hatten, damit sie durch ihren Gesang nicht nachts aus dem Schlafe geweckt würden.

Aber die bärtigen Gesellen mit den pechartigen, buntbeschmierten Schürzen in den Nebenräumen hatten kein Verständnis für derartige Dinge, so sehr sie auch dem guten Christian zugetan waren. Das gerade tat ihm bis in die Seele weh. Oft, wenn er zur Frühstückszeit ein Heft herumgereicht hatte und jeder wohl zehnmal versprach, einen Blick hin-

einzuwerfen, es dann aber beiſeite legte, ohne es weiter zu beachten, dann trat dem armen Farbenreiber wohl verſtohlen eine Träne ins Auge, und ſtumm ſetzte er ſich in ſeine alte Ecke, — ſtumm, er konnte ja nicht einmal bitten!

Nicht immer aber ignorierten ſeine Kollegen ihn mit bloßem Ernſte. Es iſt kein Unglück eines Menſchen ſo groß, als daß der Übermut des Nächſten nicht etwas Lächerliches aus ihm herauszufinden vermöchte. Und daß Chriſtian Jung, der arme Farbenreiber und noch ärmere Menſch ohne Sprache, die Marotte haben konnte, ſeine freie Zeit mit Dichten zu „vertrödeln", was nach der Anſicht der Geſellen in der Werkſtatt nicht einen Pfennig einbrachte, das ſchien den Leuten des öfteren ſo poſſierlich, daß Chriſtian Jung auch hin und wieder die Zielſcheibe ihres Spottes wurde. So erlaubten ſie ſich manchmal allerlei Späße mit ihm und beluſtigten ſich über den „wunderlichen Kauz" nach Art von Leuten, die auf einer zu geringen Bildungsſtufe ſtehen, um wirkliche Achtung vor der alles veredelnden Poeſie zu haben und einen Menſchen um ſo mehr ſchätzen zu können, je mehr er das Beſtreben zeigt, in ſeinem gemeinen Tagewerk höheren, geiſtigen Zielen nachzugehen. Es lag wohl im allgemeinen dieſen Foppereien keine böſe Abſicht

zugrunde, aber immerhin waren sie verwerflich, schon deswegen, weil das Opfer der Spottsucht stumm war. Eine Verhöhnung und Beleidigung trifft den nur zur Hälfte ihrer Schärfe, dem ein gütiges Geschick die Macht gegeben hat, sich zu verteidigen. Christian Jung hörte das alles, empfand es auch und vermochte doch nichts dagegen zu tun. Aber er suchte dann wie gewöhnlich Trost in seiner Verskunst. Die Spöttereien der lustigen Kollegen gaben ihm Stoff, sich mit dem dornenkronegeschmückten Opfer vom Golgathaberge zu vergleichen, das sich unter der Last des Kreuzes dahinschleppte, verhöhnt von den Pharisäern und Kriegsknechten, bis daß es ohne Laut zusammenbrach.

Aber es kam die Zeit, wo in Christian Jungs schattengleichem Leben eine Sonne aufging, die nach der Gewohnheit aller mit einem natürlichen Fehler behafteten Menschen in dem armen Farbenreiber den Glauben reifen ließ, daß sie nur für ihn leuchte, mit ihren wärmenden Strahlen nur ihn allein beglücke; wo in dem Mechanismus, dem Jungs tägliches Dasein glich, Minuten eines paradiesischen Genusses eintraten, die ihm köstlichen Lohn für alle ertragenen Unbilden seines bisherigen ärmlichen Erdenwallens darboten.

Jede Woche einmal kam eine kleine Lumpen-

ſammlerin nach dem Keller, welche die überreſte an Papier und alten Farbenlappen für einen geringen Preis erſtand, nicht für ſich, die einſam daſtand in der Welt, ohne Eltern, ohne Geſchwiſter, ohne Liebe, — für einen alten, geizigen Produktenhändler, der ſie vor vielen Jahren mitten im Winter, in Lumpen gehüllt, als hilfloſes Kind vor ſeiner Tür gefunden hatte. Erſt wollte er das arme Mädchen nur der Lumpen halber nehmen, dann aber dachte er daran, daß er auch mal alt werden könnte und einer Stütze bedürfe, und ſo behielt er das Kind und gab es ſeiner Nachbarin in Pflege. „Finda“ ließ er es taufen, weil er es gefunden hatte.

Ein Unglück ſucht gerne das andere auf, und ſo wurde Finda, die kaum zwölf Jahre alt war, die Freundin des ſtummen Chriſtian. Zuerſt kam ſie immer des Vormittags, dann, als ſie erfuhr, daß der arme Farbenreiber mittags allein zurückbleibe, kam ſie nur um dieſe Zeit. Und immer hatte ſie ein gutes Wort für ihn, ſo daß der arme Stumme manchmal die harten Hände der kleinen Finda krampfhaft in den ſeinen preßte und ſie inbrünſtig küßte; aus allen Winkeln ſuchte er ihr die Lumpen hervor, und es waren die ſchönſten und beſten, die er für ſie verwahrte. Einſtmals wollte es der Zu-

fall, daß Finda eines ſeiner Hefte in die Hände bekam. Er hatte ſein kärgliches Mahl bereits beendet. Vor ihm auf dem in allen Farben prangenden Tiſch lag das Gedichtbuch, und wie immer ſaß er in ſeiner alten Stellung da: den Kopf in die linke Hand geſtützt, in der Rechten den Griffel, vor ſich hinſtarrend in eine unabſehbare Ferne, die aber nur vor ſeinem geiſtigen Auge ſich öffnete, denn ſeinem körperlichen ſtarrte die ſchmutzige Kalkwand entgegen. Hin und wieder ſenkte ſich die rechte Hand auf das Papier, und das kratzende Geräuſch des Bleiſtiftes ließ erkennen, daß Chriſtian Jungs Muſe den armen Dichter lieb habe und ihm freigebig ihre beſten Schätze austeile. Dann vergaß der Stumme die proſaiſche Wirklichkeit um ſich her, eine beſſere, höhere Welt, die der alles bebewegenden Gedanken, hatte ſich ihm aufgetan.

Finda begann zu leſen, ohne aber den Blick zu erheben und ihn auf den Farbenreiber zu richten, und ohne dadurch die zauberhafte Veränderung im Ausſehen Jungs zu bemerken.

Der Stumme hatte den Griffel ſinken laſſen. Er ſchrieb nicht mehr, er dachte nicht mehr, — wie traumverloren ſaß er da und blickte halbgeöffneten Mundes, das linke Ohr der Leſerin zugewendet, in die alte, unabſehbare Ferne. Nie wohl hat eine

Glocke ſo perlenrein geläutet, als Chriſtian Jung jetzt die Stimme erſchien, die ſeine Gedichte herſagte, zum erſten Male das in Laute faßte, was er nur in Gedanken dem Papiere anvertrauen konnte; und nie wohl iſt eine Träne um eines edleren Zweckes willen vergoſſen worden als die, welche jetzt über die Wange des ſtummen Dichters rieſelte. Und wenn Könige ihm einen Tauſch angeboten hätten, er hätte ihn ausgeſchlagen um dieſer Laute willen. Das Mühlrad rauſchte wieder, der Mond ſchien ſilbern in blauer Frühlingsnacht, und die Nachtigall ſchluchzte ſo ſüßverſtändlich, jauchzte dann wieder auf in ſchmetternden Tönen, als könnte ſie es nimmer glauben, daß es auch ſtumme Dichter gebe.

Die Phantaſie Chriſtian Jungs gaukelte ihm das vor, während er weltvergeſſen ſeinen eigenen Schöpfungen lauſchte. Ihm war es, als wäre aus lichten Höhen ein Engel zu ihm herabgeſtiegen, der ihn bezaubern ſollte. Die Augen verkleinerten ſich merklich wie hinter einem naſſen Schleier. Und in dieſem tränenfeuchten Blick lag ein Abglanz der plötzlichen Erſchütterung ſeiner Seele, der ſo ſtummberedt ſprach, daß er auf das Gefühl des Mädchens überging und es tief bewegte.

Von nun an behütete er ſeine Hefte wie ein

Heiligtum, und jeder Mittag sah Finda bei ihrem Freund, ihm seine Gedichte vorlesend.

Aber das Unglück ist die einzig echte Perle im Leben; das Glück ist nur das Schaumgold, das sie umhüllt. Und Schaumgold zerstiebt, das ist sehr einfach, und einfach war auch die Geschichte, die das Glück des armen Stummen zerstörte, — einfach und doch so grausig, daß es heute noch allen lebhaft vor der Seele steht, die sie mit erlebten.

Ein neuer Werkführer war eingetreten, ein strenger, harter Mensch, der gerne viel befahl und wenig tat. Der Christian war ihm von Anfang an im Wege, — man wußte auch, warum. Man hatte ihm von dem „sonderbaren Kauz" schon erzählt, und das paßte ihm nicht in den Kram. Wer kein Herz in der Brust hat, der mag auch von der Dichtkunst nichts wissen. Das war Zeitvergeuderei. Und eines Tages war auch der Anfang gemacht: Die Bilder, welche der gute Christian mit so vieler Liebe an den Wänden gepflegt hatte, waren plötzlich mit Schwarz überstrichen. Christian Jung lachte nicht und weinte nicht, er blieb stumm, — ein Blitz fuhr über sein Gesicht, aber er blieb stumm. Und dann wieder eines Tages sah er unverhofft, wie eine Hand sein Königreich auf Erden, die unschuldigen blauen Hefte, hinter der

Tonne hervorzog und Anſtalten machte, ſie in der Feueröffnung des nächſten Ofens der ewigen Vernichtung preiszugeben. Die Farbenmühle hörte plötzlich auf zu knarren.

Der Stumme rang fürchterlich mit ſich, ſeine Bruſt hob und ſenkte ſich, als wollte er eine Welt von ſeiner Seele wälzen. Das Geſicht verzerrte ſich, die Augen rollten unheimlich, und die Lippen gerieten in Zuckungen. Der ganze Körper zitterte in furchtbarer Aufregung, in der Anſpannung jedes Muskels, jeder Fiber. Er ſtieß unartikulierte Laute hervor, die ſich wie das Heulen eines gefeſſelten Tieres anhörten. Wie ein Rieſe rang er nach etwas, was ſeinen Qualen Ausdruck geben ſollte. Dann war der entſetzlichſte Bann ſeines Lebens gebrochen.

„Feig — — ling!“ ſchrie er gellend; wie der Blitz zuckte ein Meſſer durch die Luft, und mit dumpfem Röcheln brach der Werkführer zuſammen. Das Herz war ihm durchbohrt. Chriſtian Jung, der nie lächelte und nie weinte, der keiner Fliege ein Leid tun konnte und das beſte Herz von der Welt beſaß, hatte einen anderen ſtumm gemacht, als das erſte erlöſende Wort ihm die Sprache wiedergab; denn man hatte ihm ſeine Gedichte vernichtet, die Geiſt von ſeinem Geiſt waren, die

einzigen Zeugen ſeines irdiſchen Jammers. Leiſe weinte er dann, die Hände vor das Geſicht geſchlagen. Er klagte nicht, trotzdem er nun die Worte hatte, — ſtumm wie ſonſt erwartete er die irdiſche Gerechtigkeit.

VIII.

Ein Schritt vom Tode.

„Theodor, ihr ſolltet euch wieder vertragen.“

„Niemals, Chriſtoph; zwiſchen ihm und mir liegt kein Steg mehr, auf dem wir uns begegnen könnten. Das Feuer, das durch einen kalten Strahl ausgelöſcht iſt, läßt ſich in der nächſten Minute nicht gleich wieder ſchüren, das weißt du ebenſogut wie ich, auch wohl, daß ich kein ſchlechter Kerl bin, der einen Streit vom Zaune bricht und der von jeder Lumperei gleich ſo viel Aufhebens macht, daß es die Spatzen von den Dächern pfeifen können; wo die Freundſchaft durch Hinterliſt ein Ende nimmt, da muß naturgemäß die Feindſchaft an ihre Stelle treten, und wer gegen den, den er Herzensbruder genannt hat, nichtswürdige Ränke ſchmiedet, deſſen Weg muß abſeits führen von dem des andern. So habe ich's immer gehalten und, — ſo ſoll's auch ſein.“

Das alles hatte der lange Theodor in sehr bestimmtem Tone gesagt, so daß derjenige, der ihn von einer anderen Seite niemals kennen gelernt hatte, seine Worte für höchst tragisch hätte auffassen müssen. Ganz abgesehen von dem nichts weniger als freundlichen Gesicht, das er nun machte, als er mit polterndem Geräusch seinen Lötofen in Ordnung brachte, frische Holzkohlen von oben in das prasselnde Feuer warf, den eisernen Schieber klirrend niederfallen ließ und dann zur Feile griff, um den Kolben zu spitzen.

Der alte Christoph Dörr verfolgte diese Beschäftigung mit sehr aufmerksamen Blicken, wie er überhaupt während der Unterhaltung, welche eine Viertelstunde währte, kein Auge von ihm gelassen hatte. Er war sozusagen der Friedensstifter an diesem Orte, wozu ihn die sechzig Jahre, die er bereits mit Ehren auf seinem Buckel trug, und am meisten wohl die zwei Jahrzehnte, die ihn unausgesetzt in dieser Werkstatt tätig gesehen, ganz besonders geschaffen hatten. Nun schien er aber wirklich an den Unrechten gekommen zu sein, denn der da vor ihm saß, zeigte sich hart wie Stahl; und doch hatte er mehr als einmal nachgegeben, wenn es sich darum handelte, den Frieden an der langen Fensterreihe wieder herzustellen. Aber jedes Ding

wollte gute Weile haben, das wußte Chriſtoph Dörr aus eigener Erfahrung.

Der Arbeitsſaal zeigte ſich noch leer und war noch ſtill vom hundertfachen Geräuſch emſiger Tätigkeit. Der lange Theodor und Dörr brachten die Mittagsſtunde in der Werkſtatt zu, weil ihnen der Weg nach Hauſe ein zu weiter war. Außer ihnen ſaßen hinten in der Ecke ein paar Lehrjungen und Arbeitsburſchen, welche ſoeben die letzten Krümel aus ihrem Stullenpapier zuſammenſuchten, teils aufmerkſam die fettgetränkten Schriftzüge neugierig ſtudierten, teils leiſe kichernd ihre Allotria trieben. Die unteren Scheiben der großen Fenſter waren matt geſtrichen; durch die oberen erblickte man die vom Regen naſſen Dächer der übrigen Fabrikgebäude, den rieſigen, nach dem Parke zu gelegenen Steinpalaſt des Beſitzers, gekrönt von einem Turme, auf dem in ſchwindelnder Höhe eine kunſtvoll gearbeitete Wetterfahne thronte. Ein ſcharfer Herbſtwind wehte durch das Geäſte der Bäume, trieb die letzten Blätter von den Zweigen, jagte und pfiff über die Dächer dahin und wand ſich ächzend die Schieferwände des Turmdaches hinauf bis zur Wetterfahne empor, die er raſend in Bewegung ſetzte.

Der alte Chriſtoph hatte dieſes Spiel in der

Luft aufmerkſam beobachtet. Die Wetterfahne — richtig! Bei ihrem Betrachten fiel ihm die einſtige Freundſchaft der beiden jetzigen Feinde ein. Der lange Theodor und Martin Gundermann zuſammen hatten die Fahne hergeſtellt. Der Chef hatte großen Wert auf ihre ſorgfältige Ausführung gelegt; und da die beiden Kollegen als die geſchickteſten Arbeiter im Saale bekannt waren, ſo wurde ihnen die Anfertigung übertragen. Die Zeichnung dazu war vom Ingenieur der Fabrik entworfen worden. Seit vier Wochen erſt prangte der Schmuck zwiſchen Himmel und Erde. Während einer ganzen Woche hindurch hatten Theodor und Martin geſchnitten, gelötet und gefeilt, ſich gegenſeitig in die Hände gearbeitet, bis das Kunſtwerk mit ſeinen durchbrochenen Buchſtaben, Zahlen und Ornamenten zur Zufriedenheit des Chefs vollendet war. Auf ſchwankendem Gerüſte, nur unterſtützt von einem Lehrjungen, hatten ſie es dann auf der Spitze des Turmes befeſtigt, Einigkeit und Friede herrſchte noch zwiſchen ihnen, kein böſes Wort hatte die Zwietracht geſäet. Nun bewegte ſich das drehbare Kreuz luſtig nach der Richtung der Windroſe, während ſeine Verfertiger ſeit drei Tagen ſich gegenſeitig mit Blicken maßen, die nichts mehr gemein hatten mit den freudeſtrahlenden Augen, mit denen

ſie das Gedeihen ihres Meiſterſtückes verfolgt hatten. Und wie luſtig hatten ſie dabei gepfiffen, wie kräftig ihr Lied beim Hämmern und Feilen geſungen.

Chriſtoph Dörr vermochte nicht lange zu ſchweigen. Die Wetterfahne ſollte ihm behilflich ſein, das alte Geſpräch wieder aufzunehmen.

„Ihr habt doch eure Sache gut gemacht, er und du, — ich meine von wegen da oben.“

„Mag ſchon ſein,“ bekam er brummend zur Antwort.

„Der Chef ſoll ſich ſehr lobend über euch beide ausgeſprochen haben,“ ſagte Chriſtoph Dörr wieder.

„Kann ſchon ſein,“ gab diesmal der lange Theodor etwas knurrend zurück.

„Der Werkführer freut ſich ſehr, daß das gerade hier in ſeinem Saale gemacht worden iſt.“

„Wird wohl ſein.“

Damit ſtockte die Unterhaltung plötzlich. Der lange Theodor zeigte eine ſehr wütende Miene und begann auf dem Rundhaken mit dem Holzhammer ein Stück Blech zu bearbeiten, ſo daß der Schall ihm jedes geſprochene Wort unverſtändlich machen mußte.

Chriſtoph Dörr aber war nicht der Mann,

der ſich durch einen derartigen, ganz vorzeitigen Lärm einſchüchtern ließ.

„Es iſt doch jammerſchade," begann er aufs neue, als der Holzhammer wieder ruhig auf dem Tiſche lag, „daß ihr beide fürderhin eine derartige Kompagnie-Arbeit nicht mehr ausführen könnt, weil ihr —"

Nun wurde der lange Theodor ernſtlich böſe. Er drehte ſich ſehr heftig um und ſagte kurz und bündig:

„Wenn du mir einen Gefallen tun willſt, ſo laß das. Ich weiß, wo das wieder hinaus ſoll bei dir mit ſolchen Reden. Was ich geſagt habe, dabei bleibt's: Er und ich, wir können wohl unſer ganzes Leben lang noch hier nebeneinander ſitzen an demſelben Tiſch, weil's ſeit Jahren ſchon ſo war und nun einmal nicht zu ändern iſt, aber was an mir liegt, das ſoll getan werden, um die Sache nicht anders zu machen, wie ſie nun einmal iſt. Nun laß mich in Ruhe mit deinen Anſpielungen. Ein jeder weiß wohl am beſten, wie er's zu treiben hat." Wenn aber der lange Theodor gemeint hatte, dem Chriſtoph Dörr damit den Mund zu ſtopfen, ſo hatte er ſich geirrt, kannte er die dicke Haut des Friedensſtifters noch nicht zur Genüge.

„Hört ſich alles recht ſchön an, mein lieber

Theodor, aber ich glaube es noch nicht, wüßte auch nicht, weshalb ich es ſollte! Ihr werdet euch wieder vertragen und Freunde ſein wie zuvor; ich weiß es."

„Und ich ſage zum allerletztenmal, nie und nimmer! Ich ſchwöre —"

„Theodor, ſchwör' nicht, laß die Hand ſinken, du könnteſt nicht mehr gut machen, was du dann verbrochen haſt. Kalt Blut und warm angezogen, — das alte Sprichwort ſollteſt du mehr beherzigen. Wenn Martin Gundermann zu mir einfach ſagt, ſo und nicht anders iſt es, dann weiß ich, was ich davon zu halten habe. Er ſchwört nicht, aber er gibt ſein Wort, — und das hält er. Damit baſta. Er gäbe ſein Leben drum, könnte er dich überzeugen, daß die Sache nicht ſo liegt wie du glaubſt; niemals hat er das ausgeſprochen über deine Frau und dich, was man dir hinterbracht hat."

„Alſo du weißt die Geſchichte? Deſto beſſer, er, er iſt ein —"

Das Schimpfwort, welches er ausſprechen wollte, kam nicht über ſeine Lippen. Die Tür hatte ſich geöffnet und der, dem es gelten ſollte, war eingetreten. Martin Gundermann hatte den Rockkragen in die Höhe geſchlagen, denn der Herbſt-

regen hatte ihn bis auf die Haut durchnäßt. Trotzdem zeigte er wie immer ein freundliches Geſicht, ſagte ſehr laut ſein „Mahlzeit", welcher Gruß vom langen Theodor ſelbſtverſtändlich nicht erwidert wurde, brachte die Blechkanne mit dem Nachmittagskaffee neben ſeinem Ofen unter, ſchüttelte ſich ein paarmal ganz gehörig und meinte ſchließlich zu Chriſtoph, daß bei ſolchem Wetter der Hund im Backofen jedenfalls am beſten aufgehoben ſei. Dann ſetzte er ſich ruhig an ſeine Arbeit, zwei Schritte entfernt von ſeinem neugeſchaffenen Todfeind. Die Werkſtatt füllte ſich allmählich. Als es ein Uhr gepfiffen hatte, war das ſinnbetörende Geräuſch eines großen Fabrikſaales wieder in vollem Gange. Der lange Theodor hielt ſein Wort im vollen Maße. Nichts in ſeinem finſteren Weſen verriet, daß neben ihm ein Menſch ſaß, mit dem er den Bruderkuß ausgetauſcht hatte.

Die ganze folgende Nacht hindurch hatte der Sturm gewütet und nach Kräften ſeine Verheerungen auf den Dächern und in den Straßen Berlins angerichtet. Am andern Morgen in aller Frühe hatten die Arbeiter in der Fabrik die Köpfe zuſammen zu ſtecken. Der Wind hatte auch die Krone der ſchönen Wetterfahne hinunter in den Park geſchleudert.

„Da gibt es neue Arbeit, vorausgeſetzt, daß ſich einer finden wird, der den Weg bei dieſem Wetter nach oben hinauf wagt," meinte Chriſtoph Dörr ſo nebenher, indem er einen Seitenblick auf die beiden Feinde warf.

„Du wirſt es jedenfalls nicht tun," fiel ihm der lange Theodor, der ſich getroffen fühlte, ſofort ins Wort. Martin Gundermann ſagte vorerſt noch gar nichts, aber er dachte ſich ſein Teil. Wenn der neben ihm es vielleicht wagen ſollte, allein den Schaden zu kurieren, ſo hatte er ſich jedenfalls geirrt. Das würde gerade ſo ausſehen, als fürchtete er, Martin Gundermann, ſich, noch einmal dort hinaufzugehen, wo er bereits geſtanden hatte.

Gleich nach der Frühſtückszeit kam denn auch vom Chef die Nachricht, man möge verſuchen, wenn das Wetter es einigermaßen geſtatte, die Krone auf der Windfahne wieder zu befeſtigen. Selbſtverſtändlich galt das denjenigen, welche den oberſten Schmuck des Hauſes angefertigt und befeſtigt hatten.

Der lange Theodor rüſtete ſich ſofort. Der Lehrjunge konnte diesmal nichts helfen. Man mußte alſo allein mit Lötzeug und Kohlenbecken in der Hand durch die Luke auf das kleine Plateau des Daches ſteigen und verſuchen, mittelſt einer

kleinen Leiter, welche man an die dicke Eisenstange setzte, das Kreuz zu erreichen. Mit dem Langen zugleich erhob sich Martin Gundermann.

„Ich gehe mit," sagte er sehr bestimmt und band sich die Schürze ab.

Theodor blieb schweigsam. Gegen diesen Willen war nichts zu machen. Es war ihm auch recht, wenn derjenige ebenfalls seine Haut zu Markte trüge, der an der Fahne mitgearbeitet hatte. Beide machten dann ihr Werkzeug zurecht und verließen, ohne sich anzusehen und ohne ein Wort zu sagen, den Saal, schritten über den Hof und stiegen die Treppen zum Dachfenster empor.

Als sie den Turm erreicht hatten und den Kopf durch die Luke steckten, begann der Sturmwind sich wieder zu erheben und pfiff um Martin Gundermanns Haupt, daß seine leichte Werkstattmütze durch die Luft flog und auf Nimmerwiedersehen über die Nachbarhäuser verschwand. Dann befanden sie sich auf dem nur wenige Quadratfuß breiten Plateau, klammerten sich an den Schaft der Eisenstange, banden das Kohlenbecken fest und knieten nieder, um durch die Luke die Stricke emporzuziehen, an denen sie unten im Turmstuhl Leiter und Krone der Wetterfahne befestigt hatten. Unter

ihnen gähnte die schwindelnde Tiefe, und über ihnen zogen in rasendem Laufe dunkle Wetterwolken dahin, welche das Licht des Himmels nahmen. Während sie den Blick nach unten richteten, bemerkten sie an den langen Fensterreihen der Fabrikgebäude die zahllosen Köpfe ihrer Kollegen, welche mit Spannung ihrem gefährlichen Treiben zusahen.

Die Leiter hatten sie glücklich emporgebracht; sie legten dieselbe an, um ihre Festigkeit zu prüfen. Unten hatten sie den glatten Schiefer als einzigen Halt, oben die kahle Rundung der eisernen Stange, die im Winde hin- und herschwankte.

„Es geht nicht," sagte Martin; „kein Mensch kann sie halten, denn der Sturm setzt sich in ihre Breite."

Es waren die ersten Worte, die zwischen beiden gewechselt wurden.

„Nein, es geht nicht," wiederholte der lange Theodor kurz.

„Wir müssen es also anders machen," sagte Martin Gundermann wieder. „Ich bin der Breitere von uns beiden, ich werde das Gerüst abgeben. Ich bücke mich, du nimmst die Strickenden zur Krone und zum Kohlenbecken, steigst auf meine Schultern, klammerst dich fest ans Eisen, und ich

richte mich an der Stange langſam empor. So wird's gehen, — du reichſt dann bis zur Höhe."

Ein blitzſchneller, prüfender Blick des langen Theodor traf den Sprecher. Was wollte er mit dieſem Plan? War das nur ein ehrlicher Vorſchlag oder böſe Abſicht? Sollte er wirklich noch falſcher ſein, als er bereits bewieſen hatte?

Ein entſetzliches Mißtrauen bemächtigte ſich in dieſen Sekunden ſeiner. Als er aber in das ruhige, groß zu ihm aufgeſchlagene Auge des Genoſſen blickte, ſchämte er ſich eines Verdachtes, den man nur einem Elenden entgegenbringen konnte.

„Es ſei ſo, es wird das beſte ſein," ſagte er kurz. „Wenn du es nur aushalten wirſt," fügte er mit derſelben unveränderten Miene hinzu.

„Ich werde es, verlaß dich darauf!"

Sie taten alſo, wie verabredet. Langſam, die ganze Wucht des ſchweren, auf ihm ruhenden Körpers fühlend, richtete ſich Martin Gundermann, die Hände feſt um die Stange geklammert, in die Höhe; und ſicher und tief die Füße in die Schultern der lebenden Stütze gegraben, tat der lange Theodor dasſelbe. Und um beide herum pfiff und heulte der Wind, der nun drohte, abermals zum Sturme anzuſchwellen. Die ſchwarze Wolke über ihren

Häuptern begann ſich zu entladen und ſandte die erſten großen und ſchweren Tropfen hernieder.

„Oben?“

„Jawohl!“

„Langſt du?“

„Jawohl! — Stehſt du unten feſt und ſicher?“

„Jawohl, ich halte aus. Geht's mit dem Emporziehen von Krone und Kohlenbecken?“

„Ganz gut; ich kann das Becken feſthängen. Es ſoll nicht lange dauern.“

In dem unendlichen Raum, der ſie umgab, in der bleiernen Schwere der Luft mußten ſie laut ſchreien, um ſich verſtändlich zu machen. Ihre Geſtalten nahmen ſich ſpukhaft klein aus; ſie ſchienen ſich mit dem Dunkel der Regenwolken, die nun immer ſchwärzer und tiefer herangezogen kamen, zu vereinen. Dann flammte es hell aus dem Becken hervor. Der lange Theodor hatte mit dem Kolben das Feuer geſchürt und begann ſeine Arbeit.

„Ich bin ſchon dabei, es dauert nicht lange, halte nur aus,“ hallte es wieder nach unten.

Martin Gundermann konnte nichts erwidern. Ein fürchterlicher Schmerz, entſetzlicher, als mit tauſend Nadeln auf einmal ausgeführt, traf ſeine Hände und ſein Geſicht, daß es wie eine glühende Schlange durch alle Glieder ſeines Körpers ging.

Und wieder und abermals! Derſelbe hölliſche Schmerz, dasſelbe wahnſinnige Brennen! Die ſiedendheißen Zinntropfen, die beim Löten von oben herabfielen, hatten ihn getroffen und verbrannten ihm das Fleiſch.

Aber er ſchrie nicht, kein Laut kam über ſeine Lippen. Die Zähne zuſammengepreßt, daß ſie knirſchten, mit übermenſchlicher Kraft die Finger um die Eiſenſtange gekrampft, hielt er ſtand. Er zitterte am ganzen Körper, er hörte das Ziſchen des Zinnes über ſich, er fühlte aufs neue das tröpfelnde Feuer, aber er hielt ſtand. Wenn er die geringſte Bewegung machte, nur eine Hand losließ oder einen Fuß verſetzte, ſo ſtürzte eine atmende Laſt in die Tiefe und blieb zerſchmettert liegen. So hielt er volle zehn Minuten aus, ohne zu wanken und zu ſchreien.

„Fertig! Ich komme herunter. Laß dich langſam nieder!“

So kam ſein Kollege ungefährdet hernieder, ſo ging er dieſem voran, ſo langten ſie beide wieder im Innern des Turmes an. Hier konnte ſich Martin Gundermann nicht mehr halten, er brach ohnmächtig vor Schmerz zuſammen.

„So hör' doch, Martin,“ rief der lange Theodor, — „um Himmelswillen, Herzensbruder. ſchlag'

doch einmal die Augen auf. Tausend Eide will ich für dich schwören, daß du ein braver Kerl bist und ich ein Halunke."

Und Martin schlug wirklich die Augen auf, erhob sich, gestützt von seinem wiedergefundenen Freunde, und lächelte ihn unter Schmerzen treuherzig an.

„Es ist nichts, es wird vorübergehen. Es war nur die Taufe unserer neuen Freundschaft."

Der lange Theodor sagte nichts mehr, denn es kam ihm etwas in die Kehle, das wie ein verstecktes Schluchzen nach oben drang, dessen unmännlichen Ausbruchs er sich aber geschämt hätte.

„Ich werde dich lieb haben, solange ich deinen Namen nennen kann," sagte er endlich einfach, aber mit eigentümlich gluckfender Stimme, während sie die Treppe hinunterstiegen.

Die Wunden Martins sind längst vernarbt, aber der lange Theodor hat sein Wort gehalten. Vergnügt die Hände gerieben hat sich Christoph Dörr.

IX.

Die Geſchichte eines ſchwarzen Anzuges.

Es iſt nun einmal ſo in der Welt: Es gibt unzählige fleißige und gute Menſchen, die ſich jahraus, jahrein abmühen und quälen, um es zu etwas zu bringen, aber trotz alledem nie auf einen grünen Zweig kommen.

So ein armer Pechvogel war unſer Freund und Kollege Peter Krummbaum.

Es iſt ein ſchweres Stück Arbeit, Herr, ſo den ganzen lieben Tag den Nacken gekrümmt halten und mit einem ſechs Pfund ſchweren Hammer die ſtörrigen Feldſteine zerkleinern zu müſſen. Sie wiſſen's ja, wie ſie zurechtgehauen werden müſſen, die Chauſſeeſteine, eh' ſie zum Dammen benutzt werden können. Der Arm wird oft lahm dabei, denn die Muskeln werden mit der Zeit ſchlapp;

die Sehnen verlieren ihre Spannkraft, und oft will's einem beim Aufstehen schier bedünken, als läge ein Bleiklumpen in den Gliedern, — aber Not kennt kein Gebot, und wenn auch die Augen zu tränen anfangen von den feinen Splittern, die zu Dutzenden beim „Zuhauen" in die Höhe platzen und das Gesicht nach allen Richtungen streifen, — es fragt niemand danach, Herr, es ist so, wie's in der Bibel steht: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. —

Oft brennt die Sonne glühend heiß und versengt alles wie mit feurigen Kohlen, und unsereins hat dann am meisten darunter zu leiden. Das Strohdach, das wir uns zusammenbauen, bringt wenig Schutz, denn es fängt die Hitze auf und teilt sie doppelt aus, — wir tuen's nur des Sonnenstichs wegen. Der Schweiß frißt wie eine Ätze auf dem Körper, und die Furchen im Gesicht sind ihm die besten Wege, um neue hervorzubringen. Dazu kommt noch, daß der Sandstaub sich auf die Lungen legt und das Ausspeien vermehrt. Dann kommt's schon vor, daß man die Lust am Leben verliert und sich selber verflucht und — Herr, verzeiht mir das Wort, aber es ist so, es ist wirklich so!

Aber das geht vorüber. Man denkt plötzlich

an ſein Weib und Kind daheim und an den nächſten Lohntag; an das karge Mahl und an die treuen Hände, die es bereitet, — und vergeſſen iſt alles Elend, und neue Lebensluſt ſpannt den Körper aufs neue an. Und ſollte das nicht ſein, dann will's der Zufall, daß man den Aufſeher ſchaut, wie er, die Hände in den Taſchen, uns mürriſch betrachtet, denn Herr, damit Ihr's wißt, er hat ſeinen Anteil an den geſchlagenen Steinen, je mehr er anſpornt, je mehr Karren kann er zählen, — dann denkt man an die ſchlechten Zeiten, und wie wenig Umſtände man mit unſereinem macht, wenn's ans Ablohnen geht, und dann ſchluckt man den Groll herunter und denkt: Muß iſt eine böſe Nuß. Und wer noch kein Weib und Kind zu Hauſe hat, der hat wohl für andere zu ſorgen, ſei's auch nur für ein armes krankes Mädchen, wie's der Peter mußte, — ein jeder Menſch hat eben ſo etwas wie Liebe in der Bruſt.

Seht Ihr, Herr, dort drüben hinter den paar Weidenbüſchen das Schindeldach hervorlugen? Da wohnt Kathi Helfer mit ihrer Mutter, der alten Dorothea, wie man ſie hier in der ganzen Gegend ſchlichtweg nennt. Das Schindeldach iſt wohl das Beſte an der ganzen Hütte, wenn man ein paar ſchmutzige, baufällige Lehmwände nebeneinander ſo

nennen darf. Im Winter möchte man keinem Hund ſo eine Wohnung gönnen, und im Sommer iſt es vor Ungeziefer nicht zum Aushalten. Das alles aber vermochte den Peter Krummbaum nicht abzuhalten, täglich hundertmal zu verſichern, daß dort drüben inmitten der ſchmutzigen Wände eine Perle ſich befinde, die wert ſei, in einem Palaſt als Juwel zu glänzen. Kathi Helfer eben, das junge, ſechzehnjährige Ding mit dem blonden Haar und den blauen Augen, — Augen, Herr, daß es einem durch und durch geht, wenn ſie ſo nach ihrer Gewohnheit langſam die Wimpern hebt, und die beiden treuen Sterne einem ſo klar und unſchuldig ins Antlitz ſchauen, — wie die Tautropfen, Herr, die ich im Herbſt ſo oft in früher Morgenſtunde an den Gräſern und Büſchen habe hängen ſehen, — gerade ſo.

Seht Ihr auch dort auf der andern Seite, wo ſich die Mühle jetzt befindet, die lange Pappelreihe? Das iſt die neue Chauſſee nach Berlin, die vor drei Jahren gebaut wurde. Damals ſtanden dort noch keine Bäume, denn ſie wurden erſt gepflanzt. Die Sonnenſtrahlen hatten freien Spielraum, und die armen Steinklopfer ſchwitzten Blut und Waſſer. Ich war auch dabei, und es war gerade um die Zeit, als ich den Peter dort kennen lernte.

Wir hatten ihn alle lieb gehabt, und ich am meiſten. Er war ein langaufgeſchoſſener Burſche mit offenem und ehrlichem Geſicht. Fuchsrotes Haar hatte er, aber ein Herz, brav, wie es je einer gehabt. Krummbaum hätte er eigentlich nicht heißen ſollen, denn er war ſchlank wie eine Tanne. Peter Flink nannten wir ihn, denn niemand bekam es ſchneller fertig, einen Satz Steine zu Haufen zu bringen, wie er, dabei prächtig zugeſchlagen, ſo daß die Steine einander in der Form ähnlich ſahen, wie ein Ei dem andern. Und er war ſtolz darauf, der gute Peter, der einzige Stolz, den er außer dem auf ſeine Kathi noch beſaß. Aber wie das ſo iſt, — es hat ſo jeder Menſch etwas, nach dem er ſich ſehnt, ohne es jemals zu erreichen. Sie werden das wiſſen, Herr. Der eine ſtrebt nach hohem Amt und Würden und bleibt doch ewig ein Narr. Der zweite ſehnt ſich nach Geld, und wenn er es hat, dann kann er nicht mehr ruhig ſchlafen. Der Fürſt möchte gern ſein Haupt in den Schoß ſeiner Untertanen legen, und der Bettler möchte mit dem Fürſten nicht tauſchen, weil er keine Untertanen haben mag. Der eine wünſcht dieſes, der andere jenes. Peter Krummbaum kannte nur eins, was ihm als größtes Erdengut galt: der Beſitz eines ſchwarzen Anzuges. — Höheres gab's für ihn nicht.

Er war armer Tagelöhner Kind, und ſeit ſeiner früheſten Jugend träumte er nur von einem ſchwarzen Anzug. Morgens, wenn er aufſtand, dachte er an einen ſchwarzen Anzug, bei der Frühſtücks-, Mittags- und Veſperzeit ſtand er ihm vor Augen, und nachts, wenn der Troſt der Armut, der Schlaf, ihn umfangen hielt, träumte er von einem Paradies, in dem er ſich ſelber, mit einem ſchwarzen Anzug angetan, erblickte. Herr, lachen Sie nicht: Es gab nichts Rührenderes, als wenn Peter Krummbaum plötzlich den Hammer ſinken ließ, mit ſeinen großen, grauen Augen ſtarr auf einen Punkt blickte und mich dann fragte: „Sag' mal, Joſeph, du biſt halt doch auch ſchon in Berlin geweſen, — iſt's denn wahr, daß man die Armen gleich ganz anders betrachtet, wenn ſie einen ſchwarzen Anzug anhaben? Was mag wohl ſo 'n Anzug koſten? Was meinſt du, Joſeph, — an die dreißig Taler mag er wohl koſten —." Und ohne meine Antwort abzuwarten, zog er einen ſchmutzigen Beutel aus ſeinen Schaftſtiefeln und begann die erſparten Geldmünzen zu zählen. Dann ſchüttelte er mit dem Kopf und ſteckte den Beutel wieder fort. „An die dreißig Taler mag er wohl koſten," murmelte er wieder und ergriff den Hammer aufs neue. Und

während die Steine nach allen Seiten zerbröckelten, murmelte er immer weiter: „An die dreißig Taler mag er wohl kosten.“ Es tat mir wirklich manchmal weh, Herr, daß ich dem guten Peter nicht helfen konnte, aber es ging wirklich nicht.

Das ging so fort, als Peter die Kathi kennen lernte. Er sie lieben und sie ihn wiederlieben war eins. „Nächsten Winter machen wir Hochzeit,“ sagte er oft zu uns und nahm seinen schmutzigen Geldbeutel hervor. „Aber den Anzug muß ich just zur Hochzeit haben, — anders geht's nicht. Ob er wohl wirklich ganze dreißig Taler kosten wird?“ fragte er dann wieder plötzlich und nahm sich dann fest vor, nächsten Sonntag zum erstenmal in seinem Leben die Reise nach Berlin anzutreten und beim Meister Zwirn Umschau zu halten. Aber er tat's nie. „Sie lachen mich aus, — ich tu's nicht —“, das war dann jedesmal sein Endwort, — aber der schwarze Anzug kam ihm doch nicht aus dem Sinn. Dann nahte die Zeit, wo die Kathi plötzlich krank wurde. Die Blattern herrschten damals, und die Kathi bekam sie auch. Während der ganzen Zeit der Krankheit hat der Peter nicht ein einzigmal an seinen schwarzen Anzug gedacht, — aber was er der Kathi von den Augen ablesen konnte, — das hat er ihr zugewandt. „Kathi, —

liebe gute Kathi, werde nur wieder gesund, — ich brauch' keinen schwarzen Anzug, — aber dich, dich will ich auf den Händen tragen." Oft genug hab' ich das gehört, Herr, und es ist mir durchs Herz gegangen. Dann kam der Sommer, und die Kathi war wieder gesund, — aber wie, Herr? — Die Seele tat mir weh, als ich es sah, das liebe, gute Mädel. Das Gesicht war entstellt durch die Narben, und wenn nicht das blonde Haar und die blauen Augen noch dieselben gewesen wären, die Kathi von früher hätte man nimmer wiedererkannt. Aber mit der Zeit gewöhnte man sich daran, und zuletzt hätte man sich die schöne Kathi Helfer ohne die Pockennarben gar nicht vorstellen können. Es war unbeschreiblich, Herr, wenn der lange Peter sich so zu der kleinen Kathi herabbeugte und fragte: „Bist du mir noch gut, Kathi?" Und sie selig zu ihm aufblickte und erwiderte: „Solange ich meine Narben habe, werde ich es dir bleiben — also ewig."

„Ach Kathi, — wenn ich doch die Narben dir wegküssen könnte, liebe gute Kathi."

Ja, ja, es ist nicht zu beschreiben, Herr.

Dann kam der Winter, und der Peter machte wirklich Anstalten zur Hochzeit. Im nahen Steinbruch arbeiteten wir, und man versprach uns den ganzen Winter über Beschäftigung. Wie die Kathi

gesund war, nahm auch der Peter seinen Plan mit dem schwarzen Anzug wieder auf. Eines Sonntags fuhr er wirklich nach Berlin und wurde von uns wie ein Wunder angestarrt, als er's wirklich ausgeführt hatte. Ich hielt ihn erst für rein närrisch. „Joseph, — hör' doch nur, — bloß fünfzehn Taler kostet er, nicht mehr, — nächsten Sonntag bringt ihn der Meister mir aufs Land zur Kathi." Er setzte sich still lächelnd auf seinen Platz und starrte seiner Gewohnheit gemäß vor sich hin. Der arme gute Peter!

Der nächste Sonntag kam, — Herr, ich wollte, er wäre nie gekommen.

Die Kathi hatte ihr schönstes Kleid angezogen und saß am Fenster ihrer Hütte neben der alten Dorothea. Ein unendlicher Frieden lagerte auf dem Gesicht des guten kleinen Mädchens mit den Pockennarben. Heute sollte er ihr angetraut werden in der nahen Dorfkirche. Es war erst zwei Uhr und um drei Uhr wollte der Schneider den schwarzen Anzug für Peter bringen, denn um vier Uhr sollte die Trauung sein.

Der Peter und ich arbeiteten noch im Bruch, denn es sollte noch ein mächtiger Quader losgelöst werden. „Wenn er nur den Anzug rechtzeitig bringt, Joseph, — meinst du, daß er Wort halten

wird —? Ich bin doch neugierig, wie ich aussehen werde, — es schlägt zwei Uhr, ich glaube, man macht Feierabend —."

„Peter, — Himmel, geh' da weg, — die Kante da oben senkt sich, allmächtiger Gott!"

Zu spät — ein donnerähnliches Krachen, und der gute Peter Krummbaum lag röchelnd zu meinen Füßen.

Was soll ich Ihnen sagen, Herr, — er lag in den letzten Zügen bei der alten Dorothea, und der Bader aus dem Dorfe vermochte nicht mehr, ihm zu helfen. Wir standen im Kreise um ihn, und die Kathi glich einer Irrsinnigen, der sie heute noch gleicht. Die Brust war dem Peter zerschmettert, — wir hatten ihm fast in Fetzen die Sachen vom Leibe gerissen, um ihm schnell zu helfen — zu spät.

„Lieber, guter, goldener Peter, — du darfst nicht sterben, o, Gott, Gott —."

„Kathi, — ist mein Anzug noch nicht da —?" Er richtete sich noch einmal halb auf und dann schwer zurück.

„Kathi, lie—be, gute Ka—thi, mir wird so — so wohl, so — wohl — —."

Ein einziger Schrei der Kathi, und dann war's still im Zimmer.

Dann klopfte es draußen, und herein trat der Schneider mit dem ſchwarzen Anzug. Uns allen trat eine Träne ins Auge, und der alte Jörgens vom Steinbruch ſagte mit dumpfer Stimme:

„Wir müſſen ihn waſchen und anziehen, — ſeine Jacke iſt zerriſſen, — konnte er den Anzug nicht zur Hochzeit begrüßen, ſo ſoll er es im Tode tun.“ Drei Tage ſpäter ſenkten wir ihn in die Grube.

So, Herr, war Peter Krummbaum zu ſeinem ſchwarzen Anzug gekommen.

Max Kretzers Romane

Meister Timpe. Sozialer Roman. 4. Auflage. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—

Berliner Fremdenblatt: Nach so vielen faden Orgien des neufranzösischen Naturalismus endlich einmal ein wirklich künstlerisches Werk voll feinster Naturbeobachtung und unerbittlicher Wahrheit.

Das Gesicht Christi. Roman aus dem Ende des 19. Jahrh. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—

Dr. P. A. Wolff in einem Essay: „Das ist ein gewaltiges Buch, das nicht kritisiert, sondern genossen sein will, ja mehr als das: es ist eine künstlerische Tat und verdient als solche von der ganzen deutschen Leserwelt gewürdigt zu werden."

Warum? Roman. 2. Auflage. Geh. M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Kretzer weiß alles so tief überzeugend, so echt in der Stimmung und mit einem solchen Aufwand fein psychologischer Kunst vorzuführen, daß man nicht anstehen wird, dieses jüngste Buch des Berliner Romanciers seinen Meisterwerken anzureihen und den Verehrern großzügiger Kunstbetätigung aufs wärmste zu empfehlen.

Die gute Tochter. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Illustrierte Welt, Stuttgart: „Der Verfasser erweist sich auch in diesem seinem neuesten Werke als Talent von unzweifelhafter Begabung. Der Roman fesselt vom Anfang bis zum Ende und darf als einer der psychologisch feinst durchgeführten des Autors der Leserwelt warm empfohlen werden."

Die Buchhalterin. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Die Charakteristik der einzelnen Gestalten ist oft geradezu meisterhaft und ohne süßlich-idealisierende Beigabe, sie ist realistisch im guten Sinne des Wortes. Dieses Urteil gilt ganz besonders für Kretzers Roman „Die Buchhalterin", der ein Familienroman im besten Sinne des Wortes ist.

Alle 10 Bände zusammen in feiner Kas-

Neu! Max Kretzer: Drei Weiber. Berliner Sittenroman. Volksausgabe. Elegant gebunden M. 4.—

Eine große Tageszeitung nannte „Drei Weiber" mit dürren Worten einen „Skandal", eine andere ebensolche „ein unsterbliches Geschichtsdokument"; ein Beweis, daß das Werk allseitig eine gewaltige Wirkung erzielte. Der hier entwickelte Naturalismus rechtfertigt das Kretzer beigelegte Prädikat „Berliner Zola" nach jeder Richtung hin.

Max Kretzers Romane

Die Madonna vom Grunewald. Roman. Geh. M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Mit dem scharfen Blick des Diagnostikers und mit den Augen des Dichters hat Kretzer in seiner „Madonna vom Grunewald" mit alter Meisterschaft und absoluter Lebenstreue einen Stoff behandelt, dessen Eigenartigkeit ebenso überrascht als fesselt. Die ganze Erzählungskunst des Autors tritt hierbei in glänzender Weise zutage.

Die beiden Genossen. Sozialer Roman. 4. Auflage. Geh. M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

National-Zeitung: „In markigen und ergreifenden Zügen schildert der Verfasser die Gefahr der sozialdemokratischen Agitation für das Glück und Wohlbefinden gerade der Arbeiter und Handwerker."

Die Betrogenen. Berliner Roman. 5. Auflage. Geh. M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Berliner Tageblatt: Max Kretzer übertrifft an Kenntnis des Berliner Volkes bei weitem alle seine Rivalen; ein starkes dichterisches Talent gesellt sich zu einer scharfen Beobachtungsgabe, und eine ungeheuchelte Freude am sittlich Guten läßt ihn die Gefahr eines schmutzigen Naturalismus immer vermeiden.

Die Bergpredigt. Roman aus der Gegenwart. 4. Auflage. Geh. M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Neues Wiener Tagblatt: „In seinem neuesten Roman hat Kretzer ethisch eine Höhe erstiegen, wie nie zuvor."

Ein verschlossener Mensch. Sozialer Roman. 2. Auflage. Geh. M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Breslauer Zeitung: „Die Spannung in der Situation vor und nach der Katastrophe bis zur Lösung des Knotens gehört unzweifelhaft zu dem Packendsten, was einem in der Romanliteratur unserer Tage begegnet."

Sette zum Vorzugspreise von M. 42.—

Max Kretzer: Berliner Sittenbilder. Dritte verbesserte Auflage. Geh. M. 2.—, gebunden M. 3.—

„Polizeiberichte" und „Der alte Andres" sind packende Darstellungen des Berliner Großstadtlebens mit seinen Versuchungen und Schattenseiten. — In der dritten Erzählung „Die Zweiseelenmenschen" zeichnet er uns einen jener charakterschwachen Menschen, die, mit guten Eigenschaften ausgerüstet, doch nicht die Kraft haben, den Lockungen des großstädtischen Lebens zu widerstehen und sich und andere dadurch unglücklich machen, bis sie entweder zugrunde gehen, oder, durch harte Schicksalsschläge geläutert, auf bessere Wege gelangen.

Verlag von Paul List, Leipzig

Soeben erschien: Der deutsche Bauernroman

Die Wetterstädter

Ein Vierteljahrtausend
deutschen Bauernstammes

Roman

von

Paul Burg

Preis geh. M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Das Ehrendenkmal des schaffenden, strebenden, treuen, deutschen Bauernstandes ist in diesem Roman wahrheitsgetreu festgelegt. Er behandelt das Wirken, Wachsen, Blühen und Vergehen einer echt deutschen Bauernfamilie durch drei Jahrhunderte auf dem Untergrund der ruhmreichen vaterländischen Geschichte und hochentwickelten Kultur. Ein Buch für jedes deutsche Haus zum Ansporn und Erbauen!

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

MAY 11 1937

21Oct'62DW
REC'D LD

OCT 15 1962

SEP 22 1977

IN STACKS

SEP 27 1977

REC. CIR. JUN 08 1982

INTER-LIBRARY LOAN

AUG 20 1982

REC. CIR. OCT 26 '82

LD 21–100m-8,'34

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C051946819

264471
Kretzer

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY